

120168

Ernst Winkler:

Hercher von Steinwand

Sercher von Steinwand im Leben und in der Dichtung

von

Dr. Ernst Winkler

Herausgegeben von der Kärntner Landsmannschaft

Ernst Winkler
1928

Klagenfurt 1928

Druck und Kommissionsverlag von Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt.

Alle Rechte vorbehalten.



FL 2160 1953

120168

Meinen Eltern zu tiefem Dank

Dr. G. W.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1913

Vorspruch.

Der hochgebildete und feinsinnige Herausgeber von Ferchers sämtlichen Werken, Josef Fachbach C. v. Lohnbach, schrieb 1904 im Vorwort zum ersten Band: „Auf eine Lebensbeschreibung des Dichters, die jedenfalls nur die Frucht gereifter Studien und eines eminenten Geistes sein sollte, mußte für diese Ausgabe schon aus dem Grunde verzichtet werden, weil die Sammlung der hiezu nötigen Originalquellen noch der ausreichenden Vollständigkeit ermangelt. Möge bei Gelegenheit einer noch zu veranstaltenden Ausgabe von Ferchers Briefen auch das berechtigte Verlangen nach einer eingehenden Biographie des Dichters seine Erfüllung finden!“

Aber als ein Jahr später Fachbach eine Ausgabe von Ferchers Briefen auflegte, war die Biographie immer noch nicht geschrieben. Und doch wäre er oder Fercher anderer Jugendfreund, Regierungsrat Dr. Alois Egger v. Möllwald, wie sonst niemand zu diesem Werk berufen gewesen. Nach dem Erscheinen der Gesamtausgabe regten sich die Federn in den Redaktionsstuben zu manch schönem Artikel über Fercher. Dann war fast ein Jahrzehnt lang Kirchhofsstille um Ferchers Grab. Erst 1914 beschäftigte sich wieder Prof. Dr. Roman Pulson, damals Studierender an der Wiener Universität, mit Fercher von Steinwand. Aber der ersichtliche Ertrag seiner Arbeiten scheint nicht viel reicher als ein Feuilleton im „Kärntner Tagblatt“ gewesen zu sein. Wie mir an der Wiener Stadtbibliothek mitgeteilt wurde, sollen auch neuere wissenschaftliche Bestrebungen, die sich mit Fercher befassen wollten, an der schwierigen Sichtung des Materials gescheitert sein. Nach diesen mißlungenen Versuchen stellt meine Innsbrucker Dissertation, die ich unter der fördernden Teilnahme meines Lehrers Univ.-Prof. Dr. Moriz Enzinger

im Jahre 1925 vollendet habe, die erste Fercher-Monographie dar. Sie bot die ausführliche wissenschaftliche Grundlage für dieses Buch.

Ich habe bei meinen Studien und Forschungen nach Möglichkeit jenen Weg verfolgt, den der Dichter in seinem Leben gegangen ist. In seiner engsten Heimat, im Mölltal in Kärnten, habe ich mit der Durchsicht der Taufbücher von Stall begonnen. Herr Franz Steiner, Militär-Zahlmeister i. R. in Winklern, der den Dichter noch persönlich kannte, hat mir manches von ihm erzählt und gute Wegweise gegeben. In Klagenfurt öffnete sich mir das Archiv des Geschichtsvereines für Kärnten, wo das Schrifttum der Burschenschaft „Teurnia“ reiches, völlig unbekanntes Material für Ferchers Jugendgeschichte bot. Von Frau Paula v. Siller-Gambolo in Klagenfurt wurden mir die Fercher-Briefe aus dem Nachlaß ihres Vaters Ernst Kauscher v. Stainberg übergeben und von Frau Friederike Pichler-Mary in Oberdrauburg erhielt ich die Briefe, die Fercher an den Dichter Friedrich Mary gerichtet hat, dazu einen Hamerling- und einen Mary-Brief, beide noch unbekannt. Die Briefe Ferchers an den Dichter Fritz Pichler, sämtliche unveröffentlicht, die sich jetzt im Besitze der Frau Emmi Pichler in Klagenfurt befinden, wurden mir ebenso zur Einsicht überlassen. Zwei davon sind in diesem Buche erstmals gedruckt, wie auch die Briefe an Ernst v. Kauscher und Friedrich Mary. Endlich suchte ich in Wien und Perchtoldsdorf die Spuren Ferchers. Die inzwischen verstorbene Frau Paula Egger v. Möllwald in Wien und Herr Archivar Franz Christel, ebendort, teilten mir ihre Erinnerungen mit und an der Wiener Stadtbibliothek wurden mir alle Handschriften zu Ferchers Werken im Original, des Dichters Dokumente sowie Briefe an Fercher vorgelegt. Darunter fand ich einen bisher unbekanntem Abriß einer Autobiographie des Dichters. Die hinterlassenen Tagebücher des Regierungsrates Dr. Alois Egger v. Möllwald und Fercher-Handschriften im Besitze dieser Familie waren mir nicht mehr erreichbar. Andere Handschriften, wie die im Besitze der Baroness Amalia Früh, gibt eine zu rasche Vernichtung niemals zurück.

Das Schwergewicht meiner Arbeit habe ich auf das Leben Ferchers verlegt, denn solange man der Wanderstraße eines Dichters nicht bei Mittagshelle folgen und ihre Begrenzungen nicht in Klarheit schauen kann, solange wird auch sein Werk nur wie ein ragender Berg aus dem Dunkel aufwachsen. Die

Werke Ferchers habe ich nur so weit behandelt, als sie Reflexlichter ins Leben werfen. Eine streng philologische Zergliederung würde über den sehr begrenzten Rahmen dieses Buches weit hinausführen.

Nicht leicht war eine entsprechende Auswahl der Dichtungsproben zu treffen, galt es dabei doch, möglichst aus allen Werken Ferchers eine stark begrenzte Auslese zu bringen, die sowohl des Dichters Eigenart, wie auch die in die Zukunft weisenden Elemente seines Schaffens herausstellen, also den fachwissenschaftlichen Forderungen genügen und doch auch zeitgemäß sein sollte. Aus leichtbegreiflichen Gründen konnten in dieser Auswahl Ferchers längere Prosaarbeiten und Dramen keine Berücksichtigung finden. Einem glücklichen neueren Brauch entsprechend, wurden die Dichtungsproben und Briefe nicht in die biographische Darstellung aufgenommen, sondern gesondert angefügt. Mit wertvollem Rat sind mir bei der Auslesearbeit Prof. Dr. Hans Meier in Klagenfurt und Staatsbibliothekar Dr. Max Pirker, Direktor der Klagenfurter Studienbibliothek, zur Seite gestanden.

Vorliegendes Buch dankt sein Erscheinen aber ausschließlich der K ä r n t n e r L a n d s m a n n s c h a f t, die alle meine Arbeiten über Fercher von Steinwand mit ermutigender und helfender Anteilnahme begleitet hat und nun in Erfüllung ihrer Programmpunkte unter Aufwendung bedeutender Mittel das Andenken des großen Landsmannes durch die Herausgabe des Fercher-Buches lebendig erhalten will. Damit löst die Kärntner Landsmannschaft anlässlich des 100. Geburtstages des Dichters Fercher von Steinwand eine schöne Treupflicht der Heimat ihrem großen Sohn gegenüber ein.

Der Verfasser.

Fercher von Steinwand in seinem Leben.

Vom Großglockner leitet ein Hochtal herab. Dunkle Fichtenforste umstehen schützend die Rodungen der Kulturen. Mühselig schafft dort der Bauer seine harte Arbeit. Brausende Gießbäche bedrohen im Herbst und Lenz seine Leiten, und im Winter wartet der weiße Tod über ihm in den Bergen. Nur die Sommer Sonne nimmt die langen, blauen Schatten vom Tal und dann steigen die liebevollen Freudenlieder dieses Naturvolkes hell von den Almen hinauf ins Gefels. Wortkarg ist der Mensch, aber er denkt. Stumme Liebe zur harten Erde und daraus keimendes starkes Mannstum sind die Eigenschaften dieses Schlages.

Aus solcher Gemeinde kam der blonde Sohn einer armen Magd, der in seinem späteren Dichternamen Fercher von Steinwand das Andenken an seine engste Kärntner Heimat, an das Mölltal, treu bewahrte.

Die Mutter des Dichters Fercher von Steinwand, Anna Kleinfurher, kam als Kind armer Keuschlerleute am 15. November 1798 zur Welt. Ihre Eltern, Martin und Christina Kleinfurher, bewohnten in Lazendorf, Gemeinde Stall im Mölltale, das kleine Häuschen vulgo Kourad. Nach diesem Hausnamen wurde Anna im Volksmunde das „Kourad-Mannele“ genannt. Einzelheiten aus ihrem Leben sind uns bis zur Geburt ihrer Kinder nicht bekannt. Aber man wird mit viel Wahrscheinlichkeit vom Allgemeinen auf das Besondere schließen dürfen, indem man den Umriß dieses Frauenlebens so zeichnet, wie er in Kärnten in ähnlichen Fällen bis in die jüngste Zeit zu sehen war. Armer Leute Kinder mußten das väterliche Heimwesen

nach einer oft kümmerlichen Schulbildung verlassen, weil die eigenen Verhältnisse nicht Arbeit und darum auch nicht Nahrung boten, und ihren Unterhalt in größeren Bauernhöfen suchen. Auf diesem Wege der Dienstbarkeit war Anna Kleinfelder talaus gewandert und wir begegnen ihr wieder im unteren Mölltale, in der Umgebung von Kolbnitz, wo sich ihr Frauenschicksal erfüllte.¹⁾ Nicht viel weiß die Tradition von ihr zu erzählen und nicht mehr hat uns der Dichter in seinen Werken von ihr berichtet. „Streng und nicht ohne Heftigkeit“ nennt er sie einmal und ein andermal schrieb er die bitteren Worte von ihr:

„Ich war noch nicht fünf Jahre alt
Und Winter war es, rauh und kalt.
Die Mutter führte mich vor die Tür:
Ach, daß du lebst, wer kann dafür?
Lawinen schloßen den Weg entlang,
Als ich ging, oh, wie das flirrt' und klang!
Jetzt erwirb oder verdirb,
Weine, stirb!“

Diese Verse können leicht mißverstanden werden. Nicht Härte und Herzlosigkeit der Mutter haben den kleinen Johannes in den Lebenswinter hinausgestoßen, sondern Not und Armut des Schicksals, in das er hineingeboren wurde. Der Mutter war es nicht vergönnt, ihr Kind wenigstens so lange bei sich zu behalten, als es noch schulpflichtig war. Die harte Arbeit ihrer Hände galt in den Augen ihrer Dienstgeber schon damit bezahlt, daß man der Magd ein Stück Brot reichte, ein zweites Stück für das Kind der Magd war nicht mehr übrig. Hinter dieser, wenn auch glücklicherweise nicht allgemeinen Tatsache recht sich das furchtbare soziale Elend der Dienstboten auf. Mangel an mütterlichem Empfinden darf man also nicht zu den Eigenschaften Annas zählen, sondern vielmehr sorgende Beharrlichkeit und Tatkraft, die sie bewies, als es galt, ihrem Sohne den Weg zum Studium zu ebnen. Und noch einmal tritt dieser Zug unbekümmerter, temperamentvoller Willenskraft auf, gepaart mit viel tiefer Mutterliebe, als sie in hohem Alter die Talengen der Tauern und wohl zum erstenmal Kärnten verließ, um in die Welt zu wandern, nach Wien, zu ihrem kranken Sohn.

Viel reicher an bunten Zwischenfällen des Lebens, als das dienende Dasein der Mutter, scheint der Weg des Vaters unseres Dichters gewesen zu sein, wird er doch von Ferchers späterem

Freund, Alois Egger, ein ländlicher Don Juan genannt. Georg Frohnwisser, das war der Name des Vaters, hatte als junger Mann seinen Geburtsort Feldkirchen, den freundlichen Marktflecken in Mittelfärnten, verlassen, um im unteren Mölltale, in der Nähe des Dorfes Penk, eine Besitzung zu übernehmen, die sein Vater für ihn gekauft hatte. Er war ein schöner, kräftiger Mann, dem kein Mädchen gram sein konnte, dem aber auch kein Bursche zu nahe treten durfte, der seine Kraft nicht fühlen wollte. Eine Bauerntochter vom benachbarten Zwenberg zog als eheliches Weib in sein Anwesen „Am Moos“ ein. Aber dem Manne, der bisher so viel weibliche Zuneigung erfahren hatte, zerbrach das Eheglück bald. Sein Weib ergab sich dem Trunke. Kein Wunder, daß nun auch der Moosbauer seinen Mißmut ins Wirtshaus trug.

Um diese Zeit kam Anna Kleinfürcher als Sennerin in das Anwesen „Am Moos“. Nicht viel über zwanzig Jahre alt, mußte die lebfrische Almerin einen nicht zu übersehenden Gegensatz zu Frohnwissers Weib bilden. Und Anna gebar dem Moosbauer noch zu Lebzeiten seines angetrauten Weibes einen Sohn — Josef. Bald darauf erlag die Gattin Frohnwissers ihren exzessiven Gewohnheiten und ließ ein völlig zerrüttetes Hauswesen zurück, das ihr Mann nicht mehr lange allein zu halten vermochte. Noch vor der Geburt des zweiten Kindes, das ihm Anna schenken sollte, wurden ihm Haus und Hof gesehlich genommen. Georg Frohnwisser verließ nun vorübergehend das Mölltal und nahm 1828 Dienst in einem Gasthaus in der Nähe von Billach. Aber ungebrochen wie seine Körperkraft muß auch die psychische Veranlagung dieses Mannes gewesen sein, denn kaum seiner Habe verlustig, unterhielt er auch hier wieder ein intimeres Verhältnis mit seiner Dienstgeberin, einer eben verwitweten Wirtin, aus der ihm ein Töchterlein erwuchs.

Anna Kleinfürcher aber war obdachlos geworden, seit auch der Mann ihrer Liebe kein Heim mehr hatte. In hoffendem Zustand zog sie nach Hause, wurde aber von den Eltern abgewiesen. Mühsam und notdürftig fand sie beim Eslbauer auf der Steinwand ein Plätzchen, wo sie ihr zweites Kind erwarten durfte. Dort oben, auf dem ins Tal vortretenden Steilhang, der auf kleinen Feldbreiten vereinzelt Bauernhöfe trägt, zu denen die wilde Möll herauf- und der Wald nieder- rauscht, dort oben wurde der Kärntner Dichter Fercher von Steinwand geboren.

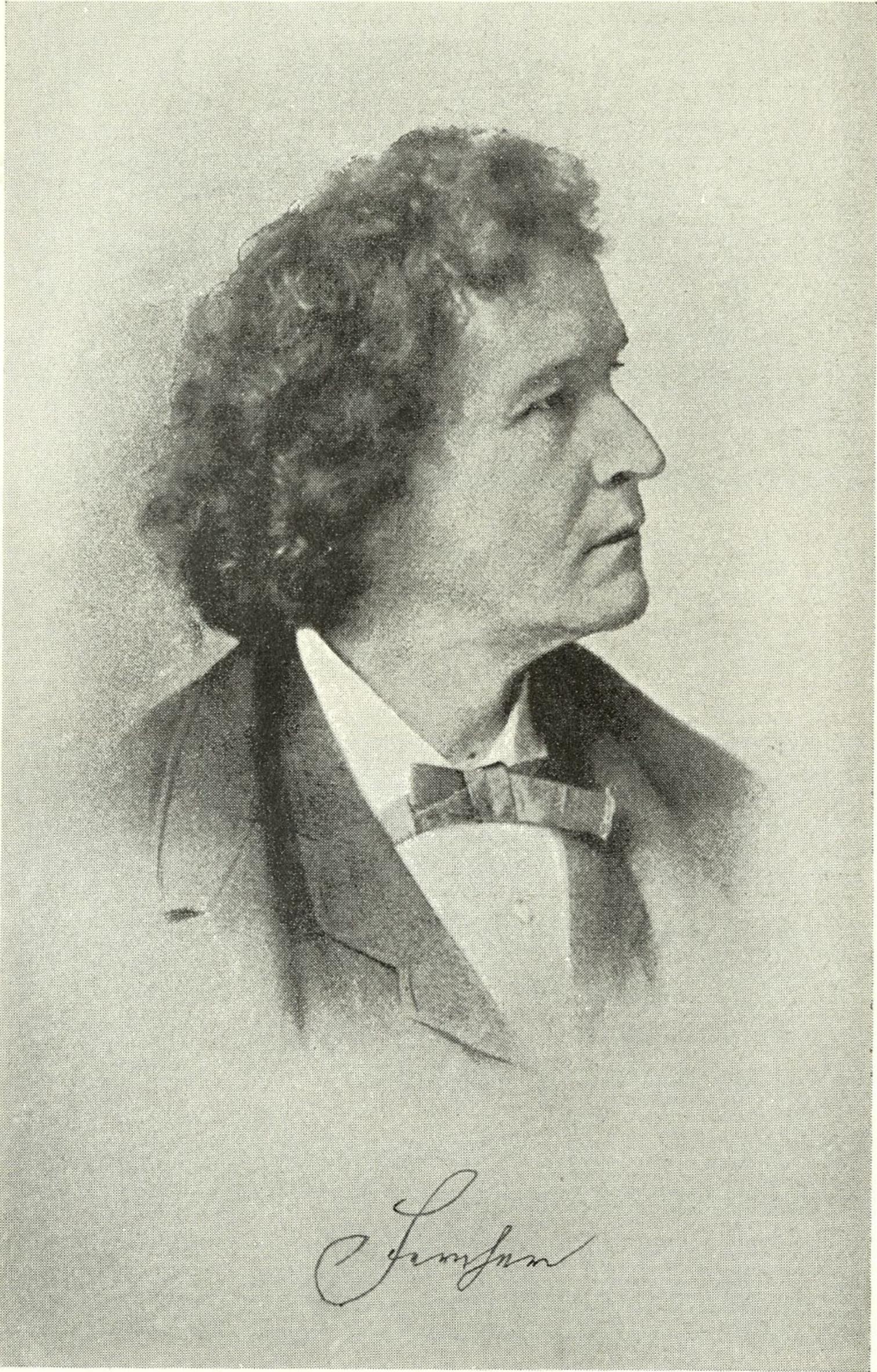
Am 22. März 1828 genas Anna Kleinfercher eines Knaben, der noch am Tage der Geburt, wie es im Tauffchein heißt, in der Pfarrkirche St. Georgen zu Stall von der Patin Marie Thorrer vulgo Eßlbäuerin aus der Taufe gehoben wurde und den Namen Johannes erhielt. Familiennamen führte er den seiner Mutter: Kleinfercher.

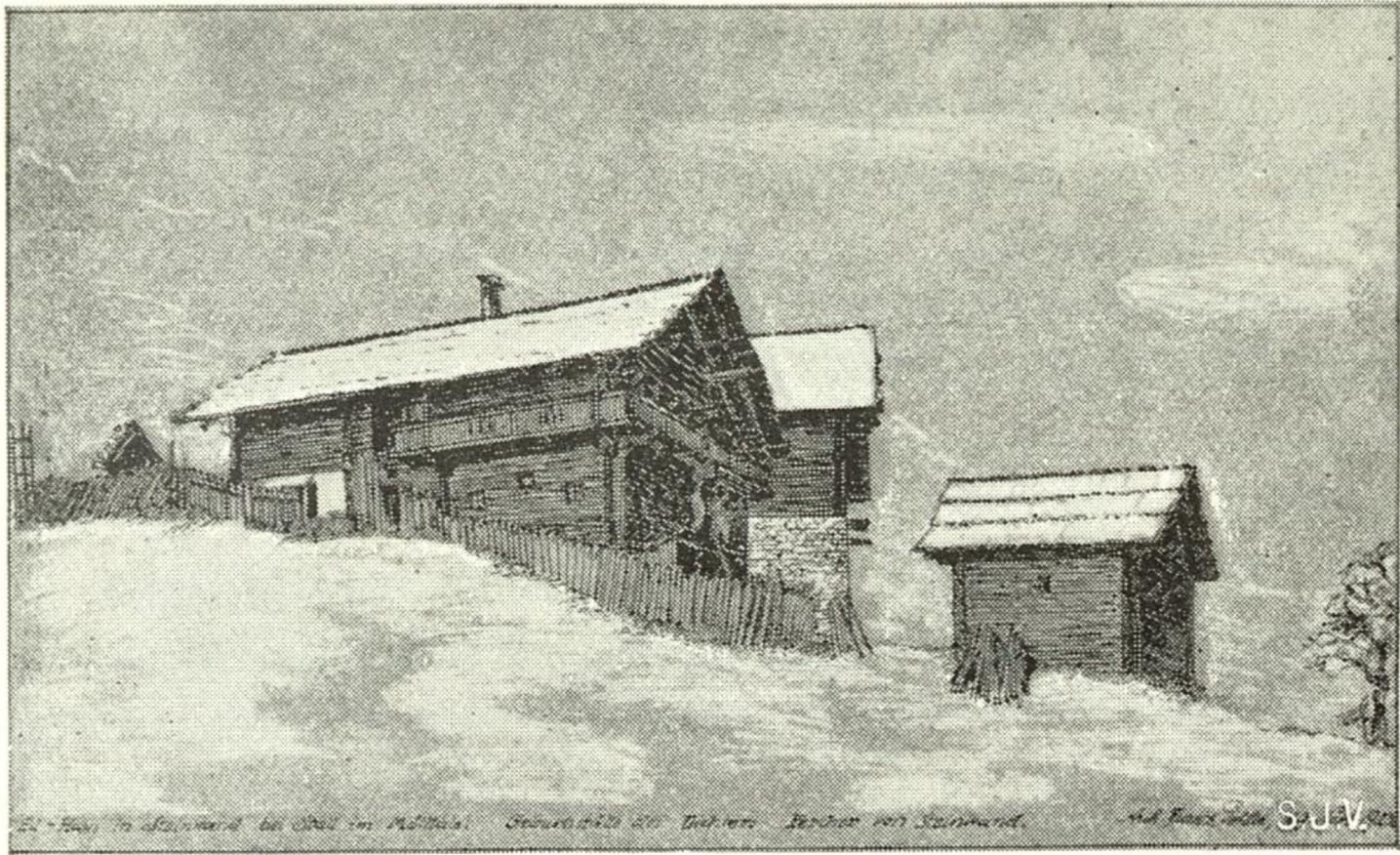
Das Leben auf unehelichen Wegen zu betreten ist ein Unglück. Die menschliche Gesellschaft schützt sich gegen Übertretungen ihrer Gesetze oft mit herzloser Härte, und darum müssen auch natürliche Kinder, obzwar selbst unschuldig, die Sünde ihrer Eltern büßen. Gesellt sich an die Wiege solcher Kinder auch noch die Armut, dann scheinen für sie alle Höhen und Fernen des Lebens vergittert.

Früh schon litt der kleine Johannes in diesem Schicksalsring. „Menschles Popper“ war der gebräuchliche Ausdruck, mit dem man das Kind in seinen ersten Jahren verächtlich nannte. Als der Kleine vier Jahre alt war, erhielt die Mutter die „Zäckleusche“ gegen einen jährlichen Zins zugewiesen. Hier lebten die beiden nun von dem, was die Mutter im Sommer durch Feldarbeit erwarb, und von der kleinen Zubuße, die der Vater bei seinen seltenen Besuchen zum Lebensunterhalt des Kindes brachte. Im fünften Lebensjahre schon mußte Johannes in fremde Dienste. Als Schäfer der Steinwandbauern kam er im Sommer auf die Alm und dort, „in der Mitte einer trotzigen Gemeinde von hochhäuptigen Bergen, unter deren gebieterischer Größe der belastete Mensch beständig zu verarmen scheint“,²⁾ empfing er wohl die ersten, nachhaltigsten Eindrücke von der Natur.

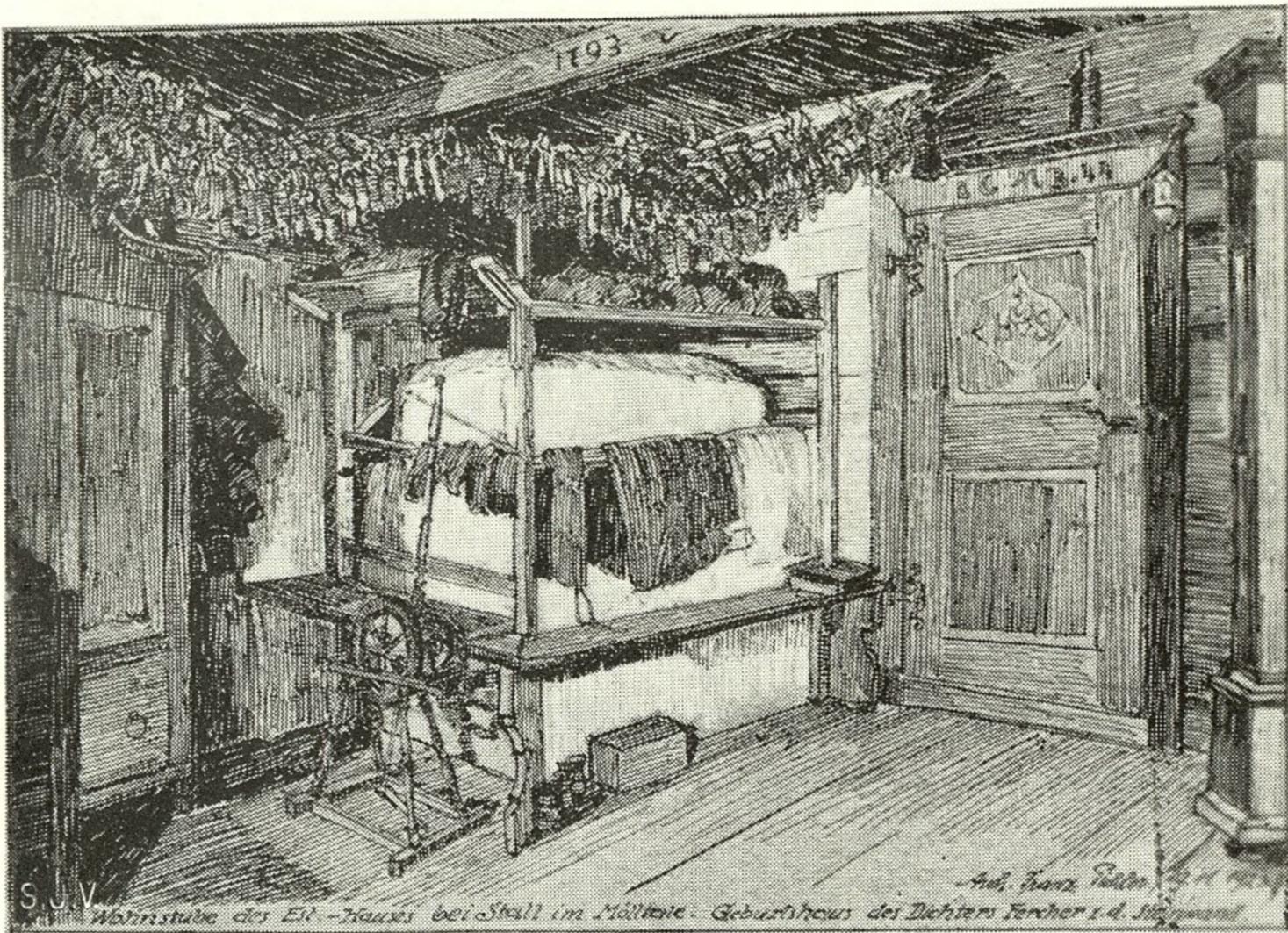
Im Winter besuchte er die Pfarrschule von Stall, der damals zwei Männer angehörten, die sich seiner mit Vorliebe annahmen. Von diesen beiden nennt der Dichter später namentlich den Katecheten und Kaplan des Ortes, Johann Lanzberger. Für das rege geistige Leben des Knaben ist bezeichnend, daß er in der Schule einmal voll Unwillen weinte, weil ihm der Unterricht so wenig Neues, Unbekanntes bot. Sein großes Verlangen nach Wissen suchte er, nachdem er lesen konnte, dadurch zu befriedigen, daß er die Bibel und alte Hauspostillen las, Bücher, die ihm seine Umgebung bieten konnte.

Mit dem neunten Lebensjahre kam Johannes an die Stelle seines älteren Bruders Josef nach Stallhofen, einem kleinen, alten Wallfahrtsorte zwischen Penk und Obervellach, um als





Beim Eßlbauer auf der Steinwand.
ferchers Geburtshaus.



Stube in ferchers Geburtshaus.

(Zeichnungen von Archt. Franz Pichler.)

Gehilfe dem müden Mesner zur Seite zu stehen. Hier wohnte er in einem kleinen Häuschen links von der Straße, der Friedhofstür gegenüber. Die Schule von Obervellach, die er nun besuchte, brachte ihm nichts Erfreuliches. Weder der Lehrer noch die Schüler wurden seine Freunde, denn immer mußte er den sozialen Unterschied fühlen zwischen sich, dem armen Magdsohn, und den Bürgerbuben des Marktes. Um so mehr bot ihm das Leben außer der Schule.

Nun erst lernte Johannes seinen Vater näher kennen, der hier am schattseitigen Talhang seine Kohlenbrennerei betrieb. Oft sah der Knabe dieser rußigen Arbeit zu, die fernab vom Wohnen und Werken der Menschen getan wird, tief drin in der finstergrünen Stille des Waldes, in der nur manchmal ein Sonnenscheinchen wie eine kostbare Ampel hängt. In diesen Stunden einsamen Zusammenseins muß sich das Urteil über den Vater gebildet haben, den der Dichter viel später einen Mann „entschiedenen Herzens, doch geizig an Worten“³⁾ nennt. Wird der Vater auch noch in hohem Alter als schöner und starker Mann geschildert, so muß er doch wohl schon um diese Zeit den Braus der Jugend vertan und herbstliches Sinnen begonnen haben. Leise Vatergüte spricht aus dem Mann, der mit Anna Kleinfercher zwar nicht im Ehestand lebte, dennoch aber ihre und seine Kinder, erst den älteren Josef, dann auch Johannes, nach Stallhofen in seine Nähe zu bringen wußte.

Neben dem Verkehr mit dem Vater sind aus dieser Zeit noch ein paar Züge sehr bedeutsam. Johannes hatte ein kleines Büchlein ohne Titel und Einbanddecke gefunden, von dem er bald viele Stellen auswendig wußte, das er aber erst in der vierten Gymnasialklasse als Schillers „Räuber“ erkannte. In diesem Zufallsfund liegt eine Vorahnung von des späteren Dichters poetischer Art. Können wir doch das stürmische Pathos der „Räuber“ in den ersten größeren Jugenddichtungen Ferchers, im „Tyrannensturz“ und in der „Drahomira“, treulich wiederfinden.

Und in Stallhofen scheint auch die Religion erstmals anregend und wesenweisend auf den zehnjährigen Knaben eingewirkt zu haben, wenn auch vor allem in ihren äußeren liturgischen Formen. Freilich war katholischer Geist dem aufnahmefähigen Buben schon lange nicht mehr fremd, denn außer der Schule ging ja auch der Einfluß der Mutter dahin, ihrem Kinde eine gut religiöse Erziehung zu geben. Aber nun war Johannes

Mesnergehilfe in der Wallfahrtskirche, einem Gotteshaus aus der gotischen Spätzeit, welches neben der künstlerischen Formung seiner Gedankenwelt in den vielen kultischen Handlungen die unmittelbarste Anschauungs- und Erlebnismöglichkeit bot. Mit allen gottesdienstlichen Formen vertraut, vom täglichen Ave-läuten bis zum Ministrantendienst vor dem Altar, wenn an Festtagen die Wallfahrer unter Beten und Singen und mit wehenden Fähnlein in die Kirche hineinströmten, mußte der Knabe alle diese Eindrücke mit Nachahmung beantworten. Erbauungsbücher, aus den staubigen Schätzen des Mesners hervorgeholt, wurden nach Predigtstoff geplündert. Staunen ergriff die Zuhörerschaft, spinnende Mägde und rastende Knechte, und die immer wiederholte Anerkennung für den kleinen, wortgewaltigen Apostel klang in die Aufforderung aus: „Häns, du mueßt wohl a Geistlener wer'n, prödigen kånnstest ja säkrisch!“

So schlichen sich langsam der Gedanke und der Wunsch in des Knaben Herz, einen Weg zu beschreiten, der ihn weit über die Enge seines bisherigen Daseins hinausführen sollte. Er bestürmte die Mutter, ihn studieren zu lassen. Und die Mutter, die einerseits die Schwierigkeiten nicht verkannte, die einem solchen Wunsche entgegenstanden, anderseits aber das Glück ihres Kindes wollte, tat alles, um ihrem Johannes das Studium zu ermöglichen. 1839 kam der Knabe wieder nach Stall zurück und erhielt vom Bezirkskommisär Blumfeld Wohnung und Verpflegung, um noch ein Jahr die Schule besuchen und sich für die Zukunft vorbereiten zu können. Obwohl sich fast die ganze Gemeinde daran stieß, daß der arme Bub der Magd so hoch hinaus wollte, fand Johannes doch wieder in Kaplan Tanzenberger einen Mann, der ihn aufmunterte und ihm die Anfangsgründe des Lateinischen beibrachte.

Nach diesem Vorbereitungsjaar für die Stadtschule begegnet uns Johannes in Klagenfurt wieder, wo der arme Landbub mit seiner opferfreudigen Mutter 1840 ankam. Zurückgeblieben waren die einengenden Bergschluchten Oberkärntens, einer freien, hellen, zukunftsweiten Landschaft, einer grünen Alleestadt mit dem leisen Wellensang des Wörthersees vor den Toren war der junge Lebensfahrer geschenkt. Konnte der arme Mölltaler Bub für das Quartier bei einer Laternanzünderin auf der Lend auch nur einen Gulden Monatszins zahlen und mußte er das Essen nach Art der alten Koststudenten auch an jedem Tag der Woche in einem anderen Haus suchen, so war ihm doch schon

nach Jahresfrist auch der Erfolg zugesellt. Johannes hatte zunächst die dritte Klasse der Normalhauptschule in Klagenfurt besucht. Lehrer Doser, ein Schwabe, zeigte viel Verständnis für den Knaben und dessen ungewöhnliche Anlagen. Besondere Freude hatte der Lehrer mit den schriftlichen Arbeiten und bei der Prüfung ließ er den Aufsatz Ferchers als den „eminentesten“ vorlesen. Dafür erhielt Johannes vom Schuldirektor einen neuen Zwanziger und von einem Hauptmann die fehlenden Kosttage. Das Zeugnis, das Johannes bei seinem Abgange von der Musterhauptschule im September 1841 erhielt, zeigte in allen Gegenständen „Sehr gut“, bis auf ein „Gut“ in Aussprache. Vielleicht hatte er die rauhere Mundart seines Heimatortes noch zu wenig abgeschliffen.

Nun kam Johannes in das Benediktiner-Gymnasium von Klagenfurt. Seine Professoren in den ersten vier Klassen, die man Grammatik nannte, waren P. Josef Heilmann und P. Engelbert Pasler. P. Josef nahm sich des Knaben an und verschaffte ihm manche Lebenserleichterung. Aber dieser Zustand dauerte nicht lange. Ferchers erste Bekanntschaft mit dem Theater brachte ihm nicht nur keinen Gewinn, sondern sogar materielle Verluste. Dem Dichter ging es später nicht besser.

Zu den Lieblingsautoren der Klagenfurter Grammatiker gehörte in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts unstreitig der Wiener Josef Alois Gleich, dessen Ritterstücke einige Schüler so begeisterten, daß sie unter strengster Geheimhaltung ein Theater zu gründen beschlossen. Unter diesen Schauspielern war auch der vierzehnjährige Johannes. Die Küche des Nassauschen Hauses am Viktringertor wurde in einen Musentempel verwandelt und dort gingen nun im Frühling des Jahres 1843 Ritterstücke in Szene, die bald vollste Anerkennung eines geheimen Publikums fanden, bis durch ein kleines Studentlein alles verraten wurde. P. Josef erfuhr davon und hielt nun strenges Gericht über die Beteiligten. Johannes, der zwar nie als formeller Leiter aufgetreten war, wurde schon damals als Führer des Unternehmens angesehen. Alle Gewitterwolken entluden sich über seinem Haupte. Er wurde für drei Tage in den Karzer gesteckt und verlor seine Unterstützungen. Das war der tragische Schluß von Ferchers erster Bekanntschaft mit der Bühne.

In den unteren Gymnasialklassen begann sich Ferchers poetische Anlage nicht nur in Lyrik und Prosa, sondern auch

schon in einem von Grillparzer abgelauchten dramatischen Versuch zu äußern. 1845 wurde sein erstes Gedicht „Zum Abschied dem Professor Engelbert Pasler“⁴⁾ gedruckt und in der Stadt verbreitet. Aufmerksamkeit und Anerkennung für den jungen Dichter blieben nicht aus. Ein Jahr später schrieb er eine Hymne an den Kaiser, die bei feierlichen Anlässen sogar in der Gymnasialkapelle gesungen wurde.

Aber erst die nächsten Jahre trugen Fercher über die Enge seiner Lebensverhältnisse hinaus: er wurde der Führer der Klagenfurter Studenten und der Sänger ihrer Sehnsüchte. Die österreichischen Märzstürme des Jahres 1848, die ein verbrauchtes Polizeisystem wegfeigen sollten, kündeten sich auch in der Jugend durch begeisterten Freiheitsdrang an. Und Fercher wußte das Feuer zu zünden. Wenn er in engem Kreis seinen „Tyrannensturz“⁵⁾ vortrug, jene in dithyrambischem Schwung und hyperbolischen Bildern schwelgenden Dichtungen, dann mußte es in der jungen Schar lodern. Schwärmerisch blickten sie zu ihrem Rufen und Führer auf, den sie nach dem Symbol seiner Dichtungsgabe „Leirer“ nannten. Schon durch Monate stürmisch gefordert, erhielten die Klagenfurter Studenten im Mai 1848 endlich die Bewilligung zur Bildung eines akademischen Korps. Hauptmann wurde Professor Dr. Johann Burger und Oberleutnant Fercher.

Aber dieser Zusammenschluß genügte den Studenten noch nicht; inniger und fester wollten sie sich vereinigt wissen. Der Frühling dieses Revolutionsjahres sah also auch die Gründung der ersten Burschenschaft in Kärnten. Jene romantischen Ideen, welche zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch gesteigertes vaterländisches Selbstbewußtsein zu den Befreiungskriegen führten und die geistigen Voraussetzungen für die Burschenschaften an Deutschlands hohen Schulen bildeten, waren auch im südlichsten deutschen Grenzland Kärnten wirksam. „Garantania“ hieß die erste Studentenverbindung in Klagenfurt, bis sie im Herbst 1848 in „Teurnia“ umbenannt wurde. Diesen Namen führte die Studentenverbindung nach der alten Römerstadt Teurnia, deren Lage durch Grabungen der letzten Jahrzehnte am Ort des heutigen Dorfes St. Peter im Holz in Oberkärnten unzweifelhaft festgestellt werden konnte. Der Name wurde sicherlich von Fercher und seinen beiden Freunden Kohlmaier aus Greifenburg und Alois Egger aus Flattach im Mölltale gewählt, die alle in dieser alten Hauptstadt Noricum das

älteste Kulturzentrum ihres Heimatbezirkes sahen. Wie oft mögen die drei auf ihren Wanderungen am Burghügel von Teurnia vorbeigezogen sein! Anstatt der Mauerkronen standen dunkle Fichten auf der Höhe. Wenige Steine nur, in den Bauwerken der Umgebung eingemauert, und heimliche Sagen, die sich an den Ort flammerten, sprachen von der zerstörten Stadt.

Und Fercher war auch in der „Teurnia“ Führer, Präses. Er war die Seele der Gemeinschaft. Es ist darum ganz natürlich, daß die Verbindung bald jene Richtung einschlug, nach der die Natur und Neigung „Leirers“ zielte. Die Kommerse wurden nicht zu geistlosen Kneipereien herabgedrückt, sondern waren Feste, von denen ein starker Strom jugendlicher Begeisterung ausging. Ein selbstgeschriebenes Blatt, das durch mehrere Jahre geführt wurde, sollte den Geist bilden helfen und das Burschentum zu immer größerer Blüte bringen. Heute ist diese Zeitschrift eine ungewöhnlich wertvolle Quelle für das Jugendleben und =schaffen Ferchers von Steinwand.

Die „Teurnia“ war für Fercher die erste Höhenstation, an der er aber nicht ohne Leid vorbeikam. Nachdem der aufbrausende Märzsturm vorüber war und die Wiener Oktober=Ergebnisse von 1848 die österreichische Verfassung wieder gefestigt hatten, schien auch der Argwohn der Klagenfurter Polizei neu erwacht zu sein. Jedenfalls hielt sie den von vielen Studenten schwärmerisch verehrten jungen Dichter für einen angehenden Volksverheer, der bei nächster Gelegenheit unschädlich zu machen sei. Fercher war im März 1849 militärpflichtig geworden. Seine Assentierung hätte am 16. April im Bezirkskommissariat seiner Heimat, in Winklern im Mölltale, erfolgen sollen. Da nun dieser Bezirk nur elf Rekruten abzuliefern hatte, die gewöhnlich aus der ersten und zweiten Altersklasse genommen wurden, Fercher aber dank dem Entgegenkommen seines Kommissärs Blumfeld erst in der dritten Klasse an achtzehnter Stelle eingereiht war, so schien es fast sicher, daß er seinen Studien nicht würde entrissen werden. So wurde ihm wenigstens von seiner Mutter versichert, die Anfang April in Klagenfurt war. Am 11. April schied die Mutter von ihm und schon am nächsten Tage wurde er am Morgen ins Rathaus geboten. Ahnungslos ging er hin. Dort wurde ihm von einem Magistratsrat ein Aktenbündel vorgewiesen, demzufolge seine Abstellung schon an diesem Tag in Klagenfurt erfolgen sollte. Ferchers Einwand blieb erfolglos und selbst sein Ersuchen, vorher noch einmal in seine Woh=

nung gehen zu dürfen, wurde schroff abgelehnt. Er wurde sofort in den bekannten „Maßgarten“ geführt, wo in Klagenfurt die Rekrutierungen vorgenommen wurden. Die Schilderung der Ereignisse dieses Tages zeigt, welche ungemein lebendige Prosa der junge Dichter schon damals zu schreiben verstand. Noch mehr aber verwundert die psychologische Sicherheit, mit der er von seinen Gefühlen auf dem Wege vom Rathaus zum Maßgarten erzählt. Dort wurde er vor die Assentkommission gestellt und untersucht. „Endlich fand man an meinem Hals einen feigen-ähnlichen Hautauswuchs oder, wie wir sagen, einen kleinen Mangel an Kropflosigkeit, was an meiner Sklavenperson den Wert einigermaßen herabsetzte . . . Ein gellendes ‚Zum siebenten Infanterieregiment! Zur Heilung des Kropfes ins Spital!‘ rief mein chefärztlicher Untersucher.“⁶⁾ Der kleine Mangel an Kropflosigkeit wurde Ferchers Rettung vor der drohenden Verschickung auf einen der Kriegsschauplätze, denn er mußte ins Spital, und so gewannen seine Freunde Zeit, ihm zu helfen. Die Teurnen wandten sich wegen der außertourlichen Abstellung ihres Führers sofort an den Rektor des Gymnasiums und an den erprobten Nothelfer Professor Dr. Burger. Beide sagten ihre Verwendung zu. Für den Fall der Fruchtlosigkeit dieser Unternehmungen hatte die „Teurnia“ beschlossen, ihrem Präses die Kadettenbeilage zu widmen. Da es sich inzwischen doch herausgestellt hatte, daß Fercher nicht auf Verlangen seiner Heimatgemeinde in Klagenfurt assentiert wurde, und diese sich weigerte, die Spitalskosten zu tragen, gelang es den Bemühungen Professor Dr. Burgers und anderer einflußreicher Persönlichkeiten, die Assentierung an jenem Tage rückgängig zu machen, an dem der junge Dichter zur Gideleistung hätte herangezogen werden sollen. Am 1. Juni wurde er aus dem Spital entlassen. Nun konnte er wenigstens im Besitze der Freiheit von seinen Freunden Abschied nehmen, denn fort mußte er doch von Klagenfurt, solange die Gefahr einer neuerlichen Assentierung bestand.

Anfang Juli 1849 trat Fercher in Begleitung eines Mitschülers die Reise nach dem Süden an. Nicht ohne Trauern und Tränen schied er von Klagenfurt. An der Grenze, auf der Höhe des Loiblpasses, warf er noch einen letzten langen Blick hinein in seine Kärntner Heimat, dann schlossen sich die Karawanenwände hinter ihm und vor ihm lagen die Gefilde von Krain; ein anderes Land und andere Menschen mit fremder Sprache erwarteten ihn. Über Neumarkt und Krainburg ging die Fahrt

in der Postkutsche nach Laibach, wo Fercher wahrscheinlich am 10. Juli eintraf. Als nächstes Ziel schwebte ihm wohl die Vollendung seiner Studien vor. Aber er machte in dieser Richtung vergebens Anstrengungen beim Direktor der philosophischen Schulen in Laibach. Und als er auch bei den Franziskanern, bei denen er um Aufnahme bat, abgewiesen wurde, grämte er sich nicht zu lange, sondern nahm sich den fröhlichsten Trotz mit auf den Weg nach Görz, wo er am 20. Juli 1849 ankam. Und hier hatte Fercher mit seinen Studienangelegenheiten mehr Glück als in Laibach. Durch die Bemühungen des damaligen Studiendirektors Josef Eduard Schwab, eines geborenen Kärntners, wurde ihm die sofortige Aufnahme und Prüfungsbewilligung im Lyzeum⁷⁾ zuerkannt. Im August und September legte er in rascher Folge die Prüfungen über die drei infolge der März-Ereignisse von 1848 und der Assentierung nicht klassifizierten Semester ab und erhielt in allen Gegenständen die erste Note. Fercher hatte sich die beiden Monate in Görz schlecht und recht durchgeschlagen. Seinen Freund Egger bittet er in einem Schreiben: „Frankiere die Briefe, denn ich habe weder einen Kreuzer Geld, noch ein Paßl Tabak.“⁸⁾ Er lebte eben nur von der Wohlthätigkeit guter Menschen und von dem, was ihm seine Klagenfurter Freunde nachschickten.

Ende September oder Anfang Oktober wieder nach Kärnten zurückgekehrt, wird Fercher im Jahre 1849 zum letztenmal bis zum Jahre vor seinem Tode in seiner Heimat gewesen sein. Was er dort getrieben, ob er Liebes oder Wehes erfahren hat? Nichts kündigt davon. Aber die gotische Schönheit der Bergwelt, dort vom Großglockner nieder, in die kleine Enge des Mölltales eingefangen, wird sich auch in diesen Ferien noch einmal in das Anschauen des einundzwanzigjährigen Dichters eingegraben haben wie schon in jüngeren Sommern. Und dieses Naturbild ist in seine Seele hinabgesunken, tief, unverlierbar, und hat unverleugbar keimend und schaffend den Dichter Fercher von Steinwand nach ihm gestaltet. Heimat und Dichter, sie haben beide viel Wesensgleiches: eigensinnig, weglos, wie der Gletscherbach wild, bohrend und brechend wie das Element, dunkel, aber mächtig redend wie der sturmdurchfungene Fichtenforst, gefelst und gefurcht, voll Trotz aufwachsend über die Niederungen wie die unbetretene Gipfeleinsamkeit und nur so viel himmelblaue Wärme und Freude, wie sie von Berg zu Berg reicht. Aus Anhänglichkeit an seine Heimat nahm der junge Dichter den Decknamen Fercher von Steinwand mit in die Fremde.

Wir finden ihn erst an einem trüben Novembertag wieder, an dem er Seite an Seite mit seinem alten, treuen Freund Alois Egger auf der Voitsberger Straße nach Graz wanderte. So wie der Freund, der nur sechs Gulden im Sack, aber große Pläne im Herzen hatte, wird auch Fercher bestellt gewesen sein. Auf der Grazer Universität meldete er sich beim Dekan der juridischen Fakultät F. Edlauer, der für das Wintersemester 1849/50 Vorlesungen über Naturrecht angekündigt hatte. „Hinter dem Vorhang dieser harmlosen Ankündigung“, sagt Fercher, „führte er uns das ganze Semester hindurch in begeisternden Vorträgen die deutschen Philosophen vor, die unter der väterlichen Obhut unserer geistigen Vormünder wohlmeinend durch Verbote ferngehalten worden waren: Fichte, Schelling, Hegel usw., also Helden, d. h. Begründer und Befruchter alles reinen Denkgebietes, Sprachgeber und Begriffschöpfer für jede andere Wissenschaft, mithin erlauchte Namen, die heutzutage von unseren Gassencken leuchten und sich dort in ihrer eigentümlichen diamantenen Klarheit fast wunderbar ausnehmen. Dieses Semester war meine Vita nuova!“ (Autobiographie I.)

Zu diesen Offenbarungen und Wundern der Wissenschaft gesellten sich der Verkehr mit einem großen Teil des alten Freundeskreises der „Teurnia“ und die ersten größeren Anerkennungen, die dem jungen Dichter galten. So viele Teurnen waren schon nach Graz gekommen, daß man hier eine neue „Teurnia“ ins Leben rief, die bald als Hauptstock angesehen wurde. Der Gasthof, der die Zusammenkünfte der Kärntner sah, wurde „Fels“ genannt. Fercher trat bewußt nicht mehr als Führer auf, aber die Berichte im Schrifttum der „Teurnia“ sprechen immer noch in gleicher Begeisterung von ihm, weil er noch immer größere völkische Gedanken in den Freundeskreis hineintrug. Eine Mitteilung vom 9. März 1851 gibt uns ein Bild von einer Teurnenzusammenkunft in Graz: „... wir gingen in den großen, schwach beleuchteten Saal, stellten uns in einem Kreis zusammen und sangen unter Vorsingung Leirers: ‚Es war ein König in Thule‘, ‚Wir hatten gebauet‘, ‚Soviel Sternlein‘ und anderes. Nach neun Uhr verließen wir die Kneipe.“⁹⁾ Solche, von einer schlichten, aber packenden Stimmung getragene Abende und wohl die ganze „Teurnia“ überhaupt berechtigen zu einem Hinweis auf ähnliche Gemeinschaften, wie sie der Literaturgeschichte bekannt sind. Das haben die Beteiligten auch gefühlt, denn Alois Egger verglich bei seinem Abschied die Burschenschaft mit einem „Bund, der

feinesgleichen nur in Göttingen, Straßburg oder Leipzig wiederfinden konnte".¹⁰⁾ Es ist ganz natürlich, daß Fercher von diesem Freundeskreis nicht unbeeinflusst geblieben sein konnte, zumal der „Teurnia“ nicht einfach urteilslose Mitläufer, sondern einige sehr selbständige, eigenartig begabte junge Menschen angehörten, unter anderen der später um die germanistische Wissenschaft hochverdiente Münchner Universitätsprofessor Matthias Leyer. Beweise dafür sind das für den dreijährigen Bestand einer Burschenschaft überaus umfangreiche Schrifttum und die Ausdehnung der Bewegung selbst, die sich mit ihren sechsundsiechzig Mitgliedern zeitweilig über drei Städte, Klagenfurt, Graz und Marburg, erstreckte. Die ganze Schaffenslust dieser Jugend aber hat sich im Schrifttum der „Teurnia“ auszuleben gesucht. Alle Formen der Stilkunst und darüber hinaus das Bild geben den Rahmen zu einem Inhalt, der wieder von Poesie und ernster Wissenschaftlichkeit über alle Mittelstufen bis zum Witz herabsteigt. Unter allen selbst geschriebenen Blättern nimmt die „Wartburg“ eine Sonder- und Vorzugsstellung ein, die in Graz vom Jänner bis zum Juli 1851 unter der Redaktion des nachmaligen Herausgebers Ferchers, Josef Fachbachs, geschrieben wurde. Ihre Mitarbeiter, alle gereifte Universitäts Hörer, fanden an einer unklaren, gefühlsfatten Schwärmerei nicht mehr Genüge, sie wollten vielmehr großen Vorkämpfern ihrer Ideen weggewisse Gefolgschaft leisten. Bedeutende Dichter und Denker wurden daher in der „Wartburg“ vor allem behandelt.

Fercher ging schon 1850 in Graz Wege, die über den Freundschaftsbund hinausführten. Er wurde hier erstmals in einem Literatenkreis als Dichter der „Drachomira“¹¹⁾ bekannt. Welchen Eindruck diese von Fercher selbst vorgetragene Dichtung auf die Zuhörer gemacht hat, geht aus einem Brief aus Graz in der „Deutschen Zeitung“ von Böhmen vom 19. Jänner 1850 hervor: „Weit bedeutender . . . mag eine neue Erscheinung von einem jungen, genialen Dichter, dessen Namen ich vorläufig nicht nennen will, werden. Es ist dies ein fünfaktiges Drama ‚Drachomira‘, das nach Anlage und Sprache den jungen Dramen Schillers an die Seite gestellt werden kann. Ein sonderbares Zusammentreffen will es, daß der geniale Dichter auch in seiner äußeren Erscheinung, ja sogar im Schnitt seines Gesichtes so lebhaft an Schiller erinnert, daß man ihn in den traulichen Kreisen, die er besucht und in denen er seine Stücke teilweise vorlas, ohne die geringste Ironie den jungen Schiller nennt.“

Aber Fercher litt es trotz dieser schmeichelhaften Anerkennung nicht lange in Graz. Die Welt- und Residenzstadt Wien zog ihn an. Schon im Herbst 1850 bezog er die dortige Universität. Er gewann auch in Wien bald Verehrer und Freunde, die ihm über die ersten materiellen Schwierigkeiten hinweghalfen. Später erhielt er eine Instruktion, die ihm aber nur drei Gulden eintrug, wogegen er für sein frostiges Zimmerlein auf der Neuen Wieden, Lange Gasse Nr. 741, drei Gulden dreißig Kreuzer zahlen mußte. Mit troziger Ironie schreibt Fercher am 23. November an seinen in Graz gebliebenen Freund Egger: „Ein Mensch, der von einem Tag auf den anderen sein Leben größtenteils mit Pentametern (Fünf-Kreuzer-Brotten) fristet, frankiert die Briefe nicht, drum Pardon!“ Systematische Fachstudien trieb Fercher in dieser Zeit nicht, wenn er auch einige historische, literaturgeschichtliche und philologische Vorlesungen besuchte. Um so eifriger nützte er die vielen Anregungs- und Bildungsmöglichkeiten der alten Kulturstadt Wien. Er verkehrte bei jungen, gleichstrebenden Literaten, besuchte das Grab Lenaus in Weidling, ließ die heitere Donaulandschaft auf sich wirken, ging viel ins Theater, kritisierte Stücke und Darsteller, studierte das Publikum und gewann dabei für sein eigenes Schaffen immer mehr selbstbewußte Sicherheit. Daneben strich und feilte der Dichter noch immer an seiner „Drahomira“, die erst 1851 in Wien die abschließende Gestaltung erhielt.

In der „Drahomira“ sollten der „Triumph einer Nation über die andere, der Sieg einer Religion über die andere und wie sich das alles aus dem Familienleben entwickelt“¹²⁾ veranschaulicht werden. Wohl ist der doppelte Sieg einer Nation und Religion über die andere das Endresultat der Dichtung, aber Nation und Religion verkörpern sich nur in den Hauptträgern der Handlung. Die Entwicklung dieses Grundmotivs aus der Familie und aus dem Volke heraus ist zu wenig unmittelbar dargestellt, denn Wenzel ist der einzige bedeutende Vertreter des Christentums in Böhmen nach der Ermordung seiner Großmutter und dieser etwas schwärmerische Prinz hätte ohne Hilfe der Deutschen keine endgiltige Entscheidung erfochten. Dazu wird der Kampf der Religionen nicht mit der Werbe- und Streitkraft ihrer Lehrinhalte, sondern mit Waffen geführt und der aus dem Sieg des Christentums resultierende Sieg des Deutschtums ist weniger durch frisch-fröhliches Wagen mit Kämpfen, als durch bedacht-same Berechnung König Heinrichs erreicht. Damit haftet dem

doppelten Sieg eine gewisse Außerlichkeit an. Die „Drahomira“ kann eben doch nicht verleugnen, daß sie ein Jugendwerk, Ferchers erstes Drama ist.

Während Fercher im Jahre 1851 mit einander überstürzenden Plänen für historische Dramen beschäftigt ist, wird er durch ein Preisanschreiben zu einem Lustspiel angeregt, für das er bald eine Idee und einen Namen hat: „Die Bewerbung der Urköpfe“¹³⁾ sollte zeigen, wie sich Genieköpfe, Vertreter verschiedener Richtungen in Kunst und Leben, um eine Frau bewerben, die später als ihre gemeinsame Mutter Germania erkannt wird. Das ist ein echt Fercherscher Gedanke. Seine Freude an krassen Gegensätzen, manchmal zu barocken Übertreibungen gesteigert, hätte in diesem Stück Triumphe gefeiert. Und seiner rauschenden, volltönigen Sprache hätte er in diesem Kreis von Ausnahmismenschen keinen Zwang anzutun brauchen. Aber das Lustspiel blieb ungeschrieben. Ein Plan, der keine Verwirklichung fand, wie viele historische Dramenpläne, von denen nun gehandelt werden soll.

Das Jahr 1851 war für Fercher ein reicher Frühling, in dem sich Dichtung und Leben zu üppigem Sprießen entfalteten und die schönsten Blüten erwarten ließen. Am 12. Februar schrieb der Dichter an Egger:¹⁴⁾ „Was dich auch wahrscheinlich ins Staunen setzen wird, ist folgendes: Ich habe aus dem Stoffe ‚Drahomira‘ zwei Stücke gemacht: ‚Drahomira‘ und ‚Boleslaus‘, beide Tragödien in fünf Akten. Wenigstens ist es jetzt möglich, die Kolosse der äußeren Größe nach auf die Bühne zu schieben. — Mit dem ersten Stück bin ich vollends fertig, nur das vermaledeite Abschreiben hat mich noch (in einem kalten Zimmer, wo ein Glas Wasser in einer Viertelstunde gefriert — Ofen keiner — hol's der Teufel!). Mit dem zweiten Stück trete ich nicht eher hervor, als übers erste die Kritika geschlossen sind; ich mache bereits Pläne zu ‚Heinrich dem Finkler‘ und ‚Otto dem Großen‘. Das Haarsträubendste dabei ist, daß mir die Dramatik so zur Notwendigkeit geworden, daß ich zu gar keinem Stand mehr eine Freude habe, und der Professor macht mir so tiefen Gkel als der Militär; was mir somit bevorsteht, weiß ich klar — Furie genug! Manchmal kommt mir vor, ich möchte die ganze deutsche Geschichte verschlingen und sie in Dramen wieder ausspeien.“ Am 12. April schreibt der Dichter noch einmal:¹⁵⁾ „Ich denke immer an meinen ‚Boleslaus‘, an welchem ich noch viel nachzutragen habe; er hat große Lücken. Insbesondere muß der fünfte Akt viel Veränderung erleiden; er zerfällt in zwei. Der

erste Akt bedarf einer förmlichen Schöpfung.“ Diese Stelle beweist, daß die Tragödie „Boleslaus“ ziemlich weit gediehen sein muß. Erhalten ist sie uns nicht. Sie wurde weder gedruckt, noch im Nachlaß gefunden. Der Inhalt hat sich jedenfalls wie bei der „Drahomira“ eng an die Geschichte angeschlossen und hätte wahrscheinlich die Ermordung Wenzels durch Boleslaus, dessen Regierung und Drahomiras sagenhaftes Ende behandeln sollen. Die Form dürfen wir wohl auch, nachdem von einer Teilung die Rede ist, in engstem Zusammenhang mit der von „Drahomira“ vermuten. Die Zeit der Abfassung ist durch die beiden letztgenannten Briefstellen roh gegeben.

Über die Pläne „Heinrich der Finkler“ und „Otto der Große“, welche Personen schon in der „Drahomira“ spielen, sind ebensowenig weitere Ausführungen vorhanden. Von anderen Plänen schreibt Fercher im letztgenannten Brief: „Auch für die Magyarenschlacht (oder Ungarnschlacht, über den Titel bin ich mir noch nicht einig) mach' ich schon einige Studien. Vielleicht werden bis Herbst noch ein oder zwei Akte davon fertig — vielleicht bekommt noch ‚König Konrad‘ die Vorhand.“ Schon aus diesen Briefstellen geht hervor, daß es dem Dichter nicht um das eine oder andere historische Drama zu tun war, sondern daß er einen ganzen geschichtlichen Dramenzyklus schaffen wollte nach Art der Shakespeareschen Königsdramen. Fercher bestätigt das selbst: „... hätt' ich eine Existenz, mit der ich halbwegs zufrieden sein könnte, so sollte die Periode vom letzten karolingischen Ludwig bis zu Rudolf von Habsburg bald neugeboren und großartig dastehen. Das ist meine Lieblingsidee.“¹⁶⁾

In den Briefen an seinen alten Freund Egger, die an Unmittelbarkeit und Ausführlichkeit einem Tagebuch gleichkommen, spricht sich Fercher über alle seine Erlebnisse und Arbeiten aus. Auch von seinen Freunden ist häufig die Rede. Zu den ersten Bekannten in Wien zählte der Dichter Rajetan Cerri, dem Fercher, aufgefordert, Teile seiner „Drahomira“ vorlas und dabei solchen Erfolg hatte, daß ihm Cerri versprach, das Stück zu Hebbel oder Grillparzer zu tragen, während Ritter v. Proski das Werk Bauernfeld vorlegen wollte. Eine Vorlesung bei dem Dichter Brix trug Fercher drei Gulden ein. Wie sehr der Dichter solche Anerkennung brauchen konnte, geht aus dem Umstand hervor, daß er nicht einmal ausgehen konnte seiner Kleider wegen. Nur die Theater besuchte er sehr fleißig, um sein eigenes Schaffen an den Dichtungen der Großen zu messen. In einem Brief an Egger

kommt er zu dem Resultat: „Über Grillparzer stehe ich weit an dramatischem Gehalt, an Kunst bin ich ihm wohl bei weitem nicht nahe. Hebbel als Poet übertreff' ich, als geistige Potenz stehe ich ihm gleichwertig gegenüber, nicht an Studium.“¹⁷⁾ Vor der Volkstümmlichkeit Nestroys beugt er sich und den „edlen Kleist“ stellt er als Dramatiker über Goethe und Schiller. Diese Anschauungen zeugen von einem sicheren künstlerischen Urteil, aber auch von einem ganz starken Selbstbewußtsein, das, wenn es nicht vom Gegenteil ersetzt wird, gewöhnlich bei jungen Dichtern zu finden ist. Für Fercher bildete dieses große Selbstvertrauen eine mächtige Stütze, die ihn in seinem Elend nicht wanken ließ. Und noch ein anderes, das unbedingt Sittliche und Starke in seinem Wesen, mag ihn gestützt haben. Seelische Erhabenheit und Größe, von einer leisen Schwermut umhaucht, sprechen darum aus dem Bildnis des Dichters, das der Maler Bender vom vierundzwanzigjährigen Fercher in Öl geschaffen hat.¹⁸⁾

Bis hieher war das Leben des Dichters Fercher von Steinwand ein Ringen und Kämpfen mit widrigen Geschicken, ein Anspannen aller Kräfte zu einem künstlerischen und sozialen Aufstieg. Viel war ihm gelungen. Schon schien er sich eine Plattform erkämpft zu haben, von der ihm alle Gipfel erreichbar sein sollten. Da kam eine harte Krankheit und warf ihn aus der Bahn. „Mitte April 1852 scheint das schwere Typhusleiden Ferchers begonnen zu haben, das ihn an den Rand des Grabes brachte und dessen Folgeübel ihn bis zu seinem Tode begleiteten. Damals hat die Familie Bötticher ihm das Leben gerettet; ohne deren Pflege wäre er seinem Leiden erlegen. Dr. Bötticher, zu jener Zeit Arzt in Wien, der sich für junge Literaten interessierte, hatte manches von Fercher gelesen und lernte ihn in einem Kaffeehaus kennen. Nachdem Dr. Bötticher den schwerkranken Dichter aufgesucht und dessen trostlose Lage erkannt hatte, bot er ihm in seinem Hause (Bognergasse) freie Wohnung und Pflege an.“¹⁹⁾ Die Mutter Ferchers, die von der schweren Erkrankung ihres Sohnes erfahren haben mußte, wollte ihn besuchen. Im Juli 1852 war sie in Graz. Aber der Dichter fühlte sich in dieser Elendzeit unfähig, seine Mutter zu sehen, und beschwor seinen Freund Egger in Graz, die Mutter von einem Besuch abzuhalten. Und die Mutter ließ sich wohl umstimmen und ist, ohne ihr krankes Kind gesehen zu haben, nach Hause zurückgekehrt. Sie hatte in ihren letzten Jahren im Häuschen ihrer Eltern in Razendorf bei Stall gewohnt und ist dort 1879 gestorben.

Erst im Frühjahr 1853 hat sich Ferchers Krankheit zum Besseren gewendet, aber immer noch nicht ganz verloren. Neben üblen physischen Folgen klagte der Dichter besonders über Gedächtnismangel, der ihn manchmal einer völligen Verlorenheit nahe brachte. So ist es erklärlich, daß er nur langsam zu einer geordneten Tätigkeit und zu seiner Kunst zurückfand. Wohl gab Fercher als Dichter erst in seinem späteren Leben sein Bestes, aber die Unmittelbarkeit und Frische der Jugend waren nicht mehr so lebendig, ein schleierleiser Hauch von Verzicht umhüllte alles weitere Wollen. Ein Ausfluß dieser stillen Resignation dürfte auch darin zu finden sein, daß Fercher vom Herbst 1852 angefangen eifriger seinen Hochschulstudien oblag. Es ist, als ob er damit sein Leben auf eine ruhigere, bürgerliche Basis gründen wollte. Fercher wollte eine Professur anstreben, erreichte aber sein Ziel nicht, weil äußere Mächte und sein andauernd schwankender Gesundheitszustand hindernd im Wege standen. Diese Berufslosigkeit gehört mit zur tiefsten Tragik dieses Dichterslebens, wenn Fercher auch durch die Adoptierung in der Familie Dr. Böttchers von der Not des Alltags verschont war.

1854 trat Fercher, von dem bekannten Wiener Dichter Ludwig August Frankl gefördert, mit Gedichten an die Öffentlichkeit, die zum Seltsamsten gehören, was wir von ihm besitzen. Die meisten davon erschienen in der Zeitschrift „Der Wanderer“ und wurden von der „Deutschen Zeitung“ in Budapest nachgedruckt. Neben anderen sind es vor allem vier längere Gedichte, die heute geradezu als modern angesprochen werden müssen: „Lawinenritt“,²⁰⁾ „Das Pferd der Rennbahn“, „Der Eisenbahnzug“ und „Maultasch-Ritt“, denen das allen gemeinsame Bewegungsmotiv — in der Natur, in der Technik und in der Sage geschaut — überdies eine innere Verwandtschaft verleiht. Nicht ganz so unklar, aber von der gleich kühnen Bildhaftigkeit wie unser moderner Expressionismus atmen diese Gedichte einen Rhythmus, der im zusammengerafften und geballten Ausdruck mitreißend fühlbar wird. Solche Verse mußten um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts berechtigtes Aufsehen machen. Auch eine Parodie blieb nicht aus. Aber die wohlwollende Kritik glaubte das ungestüme Übermaß der Jugend des Dichters zugute halten zu dürfen und setzte in Fercher große Hoffnungen. Er galt als Neuerer, wenn auch schon vor Fercher der unglückliche Detmolder Auditor Christian Dietrich Grabbe verwandte Töne gefunden hatte.

Wie sehr sich Fercher auch seelisch zu diesem Dichter hingezogen fühlte, geht daraus hervor, daß er in seinem Drama „Ein Prometheus“²¹⁾ das Ende Grabbes dichterisch verherrlichte. In mancher engherzig geschriebenen Literaturgeschichte wurde der westfälische Dichter Grabbe als Säufer gezeichnet, der den Folgen seines ausschweifenden Lebens erlag. Anders hat Fercher das Leben und Sterben seines geistigen Verwandten geschaut, nachgeföhlt und aufgezeichnet. Ferchers Drama stellt Grabbe als Opfer seiner Umgebung und seiner genialen Veranlagung hin, der nicht auch ein gleich großes Können entsprach. Und Fercher von Steinwand findet sich mit dieser intuitiven Auffassung in wunderbarer Übereinstimmung mit der neuesten Forschung über Grabbe, der heute als Dichter bezeichnet wird, der von allen deutschen Dramatikern am meisten Verwandtschaft mit Shakespeare hat. „Ein Prometheus“ ist wohl das lebendigste und bühnenwirksamste Drama Ferchers, das aber erst nach dem Tode des Dichters aus dem Nachlasse herausgegeben wurde. Fercher schrieb zu diesem Stück die kurze Vorbemerkung: „Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, zu bemerken, daß außer dem Helden jede Person dieses Stückes sowohl dem Namen und dem Wesen als auch den Konflikten nach der Erfindung angehört.“ Der Dichter wollte also kein historisches Drama, sondern eine Künstlertragödie schlechthin schaffen. Demgemäß ist auch der Held weit über die anderen Personen hinausgerückt; er beherrscht das ganze Stück, um so mehr, als die Handlung, auf wenige Stunden zusammengedrängt, von nur sechs Personen getragen wird.

Fast um die gleiche Zeit, als diese Künstlertragödie entstand, um die Mitte der Fünfzigerjahre, vollendete Fercher auch das Trauerspiel „Der Thronwechsel“,²²⁾ in dem die große, kampfflirrende deutsche Kaiserzeit der Salier und Staufer, der Kreuzzüge und des Investiturstreites aufersteht. An der Mosel, unweit von Koblenz, steht das Kaiserzelt. Ringsum lagern die Reichsfürsten mit ihrem bewaffneten Anhang. Reichstag ist. Der salische Kaiser Heinrich IV. ruft zum Kreuzzug auf. Aber die Fürsten trauen ihm nicht, sondern bereden den Sohn des Kaisers, sich gegen den greisen Vater aufzulehnen und selbst die Herrscherkrone zu tragen. Listig wird der alte Kaiser seiner Streitkräfte beraubt und gefangengenommen. Des Jungen Absalonstat aber hat schlechtes Beispiel gegeben. Schon bei seiner Thronbesteigung verweigern ihm Utrechts Bürger und Lothringens Ritter die

Unterwerfung. Da nimmt der junge, starke Kaiser am Schlusse des Stückes das Zepter und ruft:

„Ritter!

Tragt diesen gold'nen Stiel zum Schmied nach Koblenz!
Es soll der Schmied mir fügen einen Hammer
Von schwerem Eisen an den gold'nen Stiel,
Zertrümmern will ich diese morsche Welt
Und zimmern eine mir nach neuer Ordnung.“

Nicht nur in diesem Trauerspiel, auch im später entstandenen „Danfmar“ und in vielen Gedichten hat Fercher die sprichwörtlich gewordene Uneinigkeit der Deutschen verurteilt. Er war immer ein Rufer und Mahner für ein großes, einiges Deutschland, wenn er auch immer das besondere Wesen Österreichs erkannt und schon im Jahre 1854 im Gedicht „Österreichisch-Deutsch“ die Sendung dieses deutschen Stammes in giltigster Fassung ausgesprochen hat.

Zu Ferchers deutschen Geschichtsdramen gehören endlich der schon erwähnte „Danfmar“ und „Der Tribut“; das erste Bühnenstück ist erst später fertiggestellt worden, während das zweite verlorengegangen ist, wie auch die Tragödie „Sand“²³⁾, an welcher der Dichter 1855 gearbeitet hat. Der Kozebuemörder mußte Fercher anziehen. Die Erinnerung an seine Klagenfurter Studentenzeit, dann sein ganzes freiheitsverlangende, ins Große greifende Wesen überhaupt erklären mühelos diese Stoffwahl. Interessant ist die Aufklärung, die der Dichter zu seinem Plane gibt: er wollte seinem Helden den Dichter Grabbe als Dämon an die Seite stellen, um den Gegensatz der beiden Ideenrichtungen, aus denen der Mord resultiert, noch stärker zu betonen. Leider ist uns auch von dieser Tragödie nichts erhalten. Aber Ferchers Freunde wußten, daß sie ausgeführt im Schreibtisch lag.

Im Jahre 1855 dachte Fercher von Steinwand an die Herausgabe eines Jahrbuches.²⁴⁾ Er war mit dem Tiroler Dichter, Landes- und Sprachforscher Christian Schneller in Verbindung getreten, der damals in Wien studierte, um das Unternehmen auf eine breitere, alpenländische Grundlage zu stellen. Das Jahrbuch sollte den Titel führen: „Tirol und Kärnten, Jahrbuch für Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben von Fercher von Steinwand und Christian Schneller“. Mehrere Tiroler hatten ihre Mitarbeit zugesagt, so auch Adolf Pichler, der einen Akt aus

seinem „Roderigo“ zur Verfügung stellen sollte. Fercher lag es daran, von seinen älteren „Strebensgenossen“ wenigstens Alois Egger und Matthias Leyer als Mitarbeiter an dem Werke beteiligt zu sehen. Er selbst wollte ein paar Gedichte, das kurze Epos „Die Helden von Worms“ (jetzt „Der Rabbi von Worms“) und eine Szene aus der „Drahomira“ beisteuern und das Buch mit einer Vorrede einleiten. Die Vorrede ist in der Briefausgabe gedruckt.²⁵⁾ Der Plan war gut durchdacht, ist aber wahrscheinlich am Verleger gescheitert. Das Jahrbuch kam nicht heraus.

Ein anderer Plan fällt in das Jahr 1857. Fercher wollte ein „ungeheures Epos“²⁶⁾ schaffen, zu dem er sich selbst vierzig Jahre Arbeitszeit zubilligte und für das er umfassende naturwissenschaftliche und sogar astronomische Vorstudien an der Wiener Universität trieb. Das Epos sollte in zweihundert Gesängen „die ganze Geschichte der Menschheit und der Natur umfassen, und zwar in eigentümlicher Weise nach dem Schema: 1. Verfall, 2. Umwälzung, 3. Harmonie“. Einige Gesänge wurden tatsächlich gedichtet, aber vollendet wurde das Epos nie.

In der Wiener Stadtbibliothek befindet sich unter den Fercher-Handschriften ein Manuskript,²⁷⁾ das die Überschrift trägt: „Ein biographischer Abriß“. Die Handschrift umfaßt drei Bogen, ist unverkennbar vom Dichter selbst geschrieben und muß, trotzdem sie von Fercher in der dritten Person erzählt, als bisher unbekannt und daher auch unveröffentlichte Autobiographie angesehen werden. Das erste Drittel des „Abrißes“ kann übergangen werden; dafür seien die folgenden Ausführungen, die mit 1857 und den folgenden Jahren zusammenhängen und entschieden großes Interesse beanspruchen dürfen, hier erstmals mitgeteilt:

„Inzwischen war Fercher im Sammelwerk von Karl Weller ‚Dichterstimmen der Gegenwart‘ durch zwei Gedichte vertreten, ‚Meine Ideale‘ und ‚Schön-Elschen‘, und im folgenden Jahrgang desselben Werkes durch eine Ballade ‚Die Geißhirten‘. Die deutsche Kritik, die dem Unternehmen Wellers viele Beweise von Achtung gab, hob Ferchers Beisteuer mit Wohlwollen hervor. Im letzten Drittel des Jahres 1858 unternahm Fercher eine Reise nach Deutschland, von der Sehnsucht geführt, das Land zu sehen und kennenzulernen, dem er seine Ideale verdankte und das er liebte, seit er sich eines Gefühles bewußt ist. Leider verhinderte ihn eine andauernde Krankheit, seiner Reise eine große

Ausdehnung zu geben, und sein Aufenthalt blieb mit wenigen Ausnahmen auf Dresden beschränkt. Allein der glücklichen Anmut, mit welcher die Natur diese artige Königstadt umgab, verdankt Fercher manche Anregungen, die in kleinen Liedern einen milden Ausdruck fanden. Freundliche Menschen lehrten ihn unvergeßliche Stunden und die berühmtesten Muster einer hohen Kunst den unsterblichen Wert einer gefühlstüchtigen Zeit kennen. Im April 1859 hatte der dortige Verein für Altertumskunde, dessen Vorsitz ein Prinz des königlichen Hauses führte, eine Abhandlung über einige Punkte aus der Geschichte der Zigeuner an die Ordnung gesetzt. Fercher wurde mit der Aufforderung beehrt, eine Zigeunertruppe nach dem Leben zu schildern. In einem längeren Vortrag²⁸⁾ beschrieb er ein persönliches Zusammentreffen mit einem vorgeschobenen Posten jenes seltsamen Volkes, und die lebensvolle Darstellung Ferchers wurde in einer Rezension des ‚Dresdner Journals‘ sehr anerkennend besprochen. Ein Teil jenes Vortrages wurde in den ‚Wellerschen Sonntagsblättern‘ abgedruckt. Zur selben Zeit bereitete sich Fercher vor, seine Arbeiten in größerem Umfang der Öffentlichkeit zu übergeben; allein Hoffnung und Unternehmung scheiterten am Ausbruch des piemontesischen Krieges. Allerdings war Fercher Zeuge von der schönen Aufwallung des Jubels, womit die durchziehenden Truppen seines Vaterlandes in Deutschland begrüßt wurden. Er sah die gefühlvolle Neugierde, mit der man herbeieilte, um die Krieger von jenseits des Erzgebirges zu mustern; er sah manches deutsche Auge, das feucht wurde beim Anblick der schön gestalteten Jünglinge, der mächtigen Männer, die zum Schlachtfeld wanderten; er sah die tausende kleinen und großen Geschenke, womit deutsche Männer und Frauen den Soldaten die Reise zum blutigen Ziel liebevoll zu erleichtern strebten; er vernahm die unzähligen Segensworte, die die große Menge eines ganzen Volkes einhellig den Kämpfern nachrief, die bestimmt waren, Frankreich und Viktor Emanuel zu besiegen — — allein er war ebenso Zeuge des plötzlichen und ungeheuren Umschwungs der Gefühle und Einsichten, den ein einziger Schlag des Unglücks herbeizaubern konnte. Hatte die mißlungene Reconnoissance von Montebello alle Mitgefühle für Österreich vom Schwarzwald bis zum Baltischen Meer erschüttert oder zum Wanken gebracht, so hat sie der verhängnisvolle Tag von Magenta vollständig vernichtet. Man kann sagen, daß es am Vorabend der Schlacht von Solferino in Mittel- und Nord-

deutschland nur vereinsamte Herzen gab, die für die Waffen Österreichs einen günstigen Wunsch beherbergten. Statt dessen tauchten die vielfältigsten Anschauungen, sich streitfertig gegenstehend, hyderartig ans Licht und leider spielte die Lüge, gewürzt mit Spott, dabei keine untergeordnete Rolle. Nicht selten stieß man auf eine wunderliche Unkenntnis unseres Landes und unseres Volkes, und zwar bei Männern, die selbst mit Wissen und Anschauung kein Spiel trieben. Es gab eine Entwicklung von Leidenschaften, und in der That nur solcher, deren Wesen nichts Erhebendes in sich begreift. Der minderdenkende Betrachter wurde betäubt und mit fortgerissen, der tief erwägende hatte Mühe, nicht dem untätigen Erstaunen oder der fesselnden Betrübniß zum Opfer zu fallen. Indes es war erlaubt, endlich das Verzeihlich zu finden, was kaum zu ertragen war. Nach einer vieljährigen Schule von Worttüchtigkeiten, die sich wie eine rettende Sittenlehre in unserem Jahrzehnt eingebürgert hatten — von wem, der durch jene Schule gegangen, der unter jener Schule gelitten, von wem durfte man verlangen, daß er dem ehrlich Gemeinten Glauben schenke, daß er das ehrlich Fehlgeschlagene gutmütig entschuldige? Doch unter dem deutschen Volke ist die Wahrheit zu keiner Zeit gänzlich verstummt, und so trat auch in jenen schicksalschweren Augenblicken manches unwiderlegliche Wort, manche unverfälschte Teilnahme biedermännisch zu Tage und keine geringe Zahl Österreicher wäre am Platz gewesen, um zu hören und zu beherzigen. Inmitten des Wirrsals von Ansichten und deren Kampfspiele, wobei selbst jene den leitenden Faden verloren, die ihn festzuhalten glaubten, stützte Fercher seine Überzeugung einzig und allein auf ein paar unzweifelhafte Fingerzeige, die sich jedem Geschichtswerke entnehmen lassen: ein Dichter darf sich niemals vom unwirtlichen Wechsel der Politik abhängig machen, kein Verhältnis darf ihn unter seinen Gefangenen zählen; destomehr muß er sein ein Erforscher bedeutsamer, echt menschlicher Zustände, desto mehr hat er sich um die Geschichte und das tiefe Walten der Natur zu bekümmern. Keiner Sittenlehre eines Napoleoniden ist zu trauen, mag sie sich noch so anhörbar und gefällig darlegen. Mit Helden, die wider Willen die Beglückter aller Völker werden, sind die Tafeln der Geschichte überreich besetzt; die Völker selbst haben sich dabei niemals wohl befunden. Die Grundlagen einer heilig bindenden Sitte wurden wankend und die idealeren Güter der Menschen, der Rücksicht und Pflege beraubt, sanken dem Verfall

entgegen. Ein ganzes Volk findet sein Glück nur in seinem eigenen Werk. Die Verhältnisse sind treulos, sie hemmen ebenso oft, als sie fördern. Ganz besonders ist zu betonen, daß es zwar sehr schön und eines denkenden Mannes würdig ist, für die Freiheit und den Machtbesitz fremder Völker zu schwärmen, daß es aber viel schöner, viel ersprießlicher und der Bestimmung der menschlichen Kräfte weit angemessener ist, für die Macht und Unabhängigkeit seines eigenen Volkes in Wort und Tat begeistert zu sein. Denn die Geschichte nimmt ihren Lauf mit nichten nach der liebenswürdigen Logik des Edelmuten, sondern nach den natürlichen Gesetzen der überwiegenden Kraft oder der Gewalt. Für Deutschland ist es keineswegs die erste Frage, welche ideale Rechte Italien hat, gegen Oesterreich und die Bourbonen zu marschieren; für Deutschland ist es das erste Gebot gegenüber der Entwicklung einer benachbarten Nation, seine eigene Macht und Bedeutung auf Recht zu erhalten oder zu erhöhen. Dies ist das natürliche Gebot der Selbsterhaltung, eine Pflicht, die uns von der Geschichte auferlegt worden, eine Pflicht, der die gesamte Schöpfung huldigt. Von welchem Wert die südlichen Abhänge der Alpen für das Wohl und die geschichtliche Größe unserer gesamten Heimat sind, ist bereits durch Männer jedes Ansehens und Vertrauens eindringlich gemacht worden. Die gewiegtsten Stimmen aus dem feindlichen Lager machen uns wider Willen aufmerksam auf die Kostbarkeit eines Besitzes, den wir auf das ängstlichste zu bewahren haben. Zugleich hat noch kein anderer Volksstamm Deutschlands den Oesterreichern die ehrenvolle Aufgabe streitig gemacht, mit Macht und Standhaftigkeit die Alpenkette zu verteidigen. Demnach wird Oesterreich trotz seines großen Unglückes noch lange der zuverlässigste Wächter der süddeutschen Grenze bleiben. Von dieser Ansicht in tiefster Seele bewältigt, ließ Fercher in die 'Sonntagsblätter' von Weller ein Gedicht einzurücken: 'Alpenlied', um manches deutsche Herz, das dem Kampfplatz fern war, für den österreichischen Adler in Italien wärmer, teilnehmender zu stimmen, da er diesmal ohne Zweifel den Adler des Deutschen Reiches vertrat. Das Dresdner Publikum sollte der kleinen dichterischen Äußerung viel Beifall. Allein inzwischen ging Schlacht für Schlacht verloren. Der Oesterreicher war in den Augen Deutschlands reißend schnell zum Wert und zum Ansehen eines Paria herabgesunken. Fercher zog also ein zweites Gedicht, 'Entmutigung', welches in jener Richtung folgen sollte, das einen tiefen Unmut über die zaudernde Weise

des deutschen Volkes ausdrückt, vor der Öffentlichkeit zurück. Denn die traurige Gewalt der Umstände hätte den Ernst des Gemütes als eine Ungereimtheit erscheinen lassen. Wie sehr die Widerwärtigkeiten der verflossenen Jahre jede allgemeinere Teilnahme am idealischen Streben aus dem Herzen der Völker verdrängte, es ist jedem Kunstfreund hinlänglich bekannt. Die, welche einer veredelten Anschauung huldigen, bedauern es; die, welche das Erfordernis des Tages zu ihrem leitenden Schicksal machen, finden es billig, daß es so gekommen ist; die, welche von einer mittleren Bildung bei der Wahl ihrer geistigen Genüsse gelenkt werden, finden es bequem und zeitentsprechend, daß sich die Erzeugnisse der Phantasie mehr und mehr dem verträglichen Mittelmaß annähern; aber der, der tiefen Ernst, der wahrhaft schöpferischen Geist empfindet, muß es schmerzlich und noch schmerzlicher wird es eine folgende Zeit empfinden, deren Gottheit ein gemütloser Materialismus, deren Seele eine wenig erquickliche Gewinnsucht, deren Lebensfakung die Unzuverlässigkeit des Eigennuzes sein wird. Fercher selbst gilt es für eine Verschwendung von Zeit und guter Laune, in Tagen, wo jeder Mann in seinen zunächst liegenden Interessen gefangen liegt, sich weiter um die Herausgabe seiner Werke zu bemühen. Er lebt gegenwärtig in Wien und beschäftigt sich hauptsächlich mit naturwissenschaftlichen Studien, die Mitteilung seiner Arbeiten einem freundlicheren Geschick, einer stolzeren Zukunft überlassend.“

Nachdem also Fercher durch Kränklichkeit und ungünstige Zeitverhältnisse gezwungen war, von Dresden wieder nach Wien zurückzukehren, wurde sein Leben noch einsamer. Um diese Zeit müssen, angeregt durch die Beschäftigung mit dem Abasver-
Eposplan, Weltanschauungsfragen im Brennpunkt seines Interesses gestanden sein, die bald und später einen wahrlich formvollendeten Ausdruck in vielen Gedichten, epischen Fragmenten und Briefen fanden. Dem Zeitalter des Liberalismus und nicht minder den philosophischen Irrungen und Wirrungen des vergangenen Jahrhunderts entsprechend, schuf sich auch Fercher ein eigenes Weltanschauungsgebäude, das sich auf Platos Ideenlehre gründete, wie der „Chor der Urträume“ beweist. Aber Klarheit und Eindeutigkeit sprechen nur dort aus Ferchers Gedankengängen, wo er gegen den überwuchernden Materialismus seiner Zeit ankämpft. Scharf geht er in einem Brief²⁹⁾ an seinen Freund Ernst v. Raucher mit den bösen Zeiterscheinungen ins Gericht:

„Aber ist es nicht, als lebten wir inmitten eines großen Faschingsgetümmels und unser Herz wüßte nichts zu tun, als sich an einem Herenwirbel und seinen Larven und Puppen zu ergötzen oder aufzuregen? Und unsere einzige Religion ließe sich in dem Satz zusammenfassen: Denke, wie du dir's bequem machst? Trostlose Sittenlehre, deren Behmutter das beginnende Chaos ist, Chaos, hereinrollend auf Schienen und Maschinen, doch drum nicht weniger Chaos! Unglückliches Zeitalter, das jeden alten Schwerpunkt verloren und keinen neuen gefunden, du, ohne Wärme und Trieb, einen solchen zu finden — Zeitalter, in welchem nichts gefällt, als das Zusammenhanglose, Mittelpunktfliehende, mit seinen Winkelgeburten und Wechselbälgen, mit seinem Geld aus Lumpen, seinen Gedanken aus Lumpen!“ Ist Fercher von Steinwand, so sprechend, nicht wie ein Apostel des Geistes vor den Menschen gestanden, die in Scharen dem beginnenden Materialismus in die Arme liefen, und hat er nicht warnend die gleiche Sprache geführt, die heute moderne Geistige brauchen, um die Menschen dem Materialismus wieder zu entführen? Aber Fercher konnte sich nicht durchsetzen.

Diese bittere Erfahrung mußte er machen, als er 1867 seine Tragödie „Danfmar“³⁰⁾ in der Beckschen Universitätsbuchhandlung in Wien erscheinen ließ, die im gleichen Jahre vom österreichischen Reichsrat als beste Dichtung mit einem Preis von 600 Gulden ausgezeichnet wurde und doch, obwohl sie auch von Halm schon für das Burgtheater angenommen war, nur einmal über eine Wiener Vorstadt Bühne ging. „Danfmar“ gehört in die Reihe der deutschen Geschichtsdramen und behandelt den Streit Ottos des Großen mit seinem Bruder Heinrich und dem Halbbruder Danfmar. Die Tragödie zeigt, welchen gewaltigen Einsatz Fercher für das historische Trauerspiel mitbrachte. Er verbiegt die geschichtliche Wahrheit nicht, motiviert sie nur mit jedem Dichter zugestandener Freiheit, wenn er die beiden Mütter Mathilde und Hedwig am Bruderkampf teilnehmen läßt, er vertieft sie, indem er, für den Helden einen Höhepunkt suchend, Danfmar wohl siegen läßt, aber nicht über den wirklichen, sondern nur über den Scheinkönig Heinrich. Otto ist nirgends seiner Größe beraubt. Fercher liebte ja diesen König, der später der Gründer des römisch-deutschen Kaisertums wurde, das Fercher immer für die größte Machtentfaltung des deutschen Volkes hielt. Und obwohl das gern gesehene junge Liebespaar fehlt, weiß der Dichter doch mit Danfmars heißer, unglücklicher Mutterliebe den

warmen, menschlichen Ton in das Trauerspiel hineinzutragen. Diese Liebe, mit der der Sohn seiner Mutter alles schenken möchte, aber nicht kann, ist so lebendig gefühlt, daß man an ein eigenes Erlebnismotiv des Dichters glauben möchte. An charakteristischer Zeichnung der Personen läßt das Stück keinen Mangel. Die Hauptpersonen sind mit einer reichen Fülle feiner Einzelzüge ausgestattet. Manchmal aber hängt der Dialog an unbühnlichen Längen und die Kraft und Leidenschaftlichkeit der Sprache erstickt in den Versen. Trotzdem ist „Danfmar“ entschieden Ferchers gebändigtestes und reifstes Bühnenwerk, das den Parlamentspreis und die Anerkennung vieler verdient hat. Auch im Nachlasse Grillparzers hat sich ein „Danfmar“-Exemplar gefunden.

„Berengar“³¹⁾ nennt Fercher ein Bruchstück eines Trauerspiels, wovon uns aber nur die erste Szene in der Gesamtausgabe überliefert ist. Die Entstehungszeit dieses Bruchstückes ist unbekannt; jedenfalls aber steht es in engstem Zusammenhang mit den Plänen zum großen historischen Dramenzyklus.

Über allem philosophischen und historischen Inhalt von Ferchers Arbeiten darf man aber nicht glauben, daß der Dichter weichen Gefühlsregungen unzugänglich gewesen wäre. Er war trotz seiner stark idealistischen Geisteshaltung kein Außenseiter des Lebens, weil er das Glück hatte, liebe, wohlwollende, intellektuell hochstehende Freunde zu finden. Mit dem Klagenfurter Dichter Ernst v. Kauscher hatte Fercher schon seit längerem einen regen Briefwechsel und Gedankenaustausch unterhalten, ebenso mit dem gleichfalls in Klagenfurt geborenen, aber in Graz als Universitätsprofessor lebenden Dichter Fritz Pichler und mit Robert Hamerling. Später trat auch noch der Oberdrauburger Poet im Wassenrock, Friedrich Marx, in diesen Kreis der ferneren Freunde. Diese Gemeinschaft gewann für das dichterische Schaffen der Beteiligten besondere Bedeutung, als Ernst v. Kauscher im Jahre 1863 die Schriftleitung der kärntnerischen Wochenschrift „Carinthia“ innehatte. Er verstand es, neben einigen Kärntner Volkskundlern und Historikern auch Dichter aus den Alpenländern als Mitarbeiter zu gewinnen. Vor allem war der oben erwähnte Freundeskreis mit Dichtungen vertreten, dann aber auch der Altmeister der kärntnerischen Poesie Adolf Ritter v. Tschabuschnigg, Karl v. Leitner, Ludwig Tschreib und die Tiroler Adolf Pichler, Christian Schneller, Ludwig und Angelika v. Hörmann. So wurde die „Carinthia“ zu einem alpen-

ländischen Dichteralbum, das allen Schaffenden offenstand. Für kurze Zeit war also der von Hamerling wiederholt geäußerte Wunsch nach einem engeren Zusammenschluß aller österreichischen Dichter zu einer „Morischen Schule“ verwirklicht — für kurze Zeit, denn nach einem Jahre legte Kauscher die Redaktion schon wieder nieder und die Mitarbeit der Genannten hörte ebenso rasch auf.

In Wien verkehrte Fercher am meisten mit seinem ältesten Freund und engsten Landsmann Alois Egger v. Möllwald, der dem Dichter durch das ganze Leben wie ein besorgter Mentor zur Seite stand. Auch der bekannte Anatomie-Professor Hyrtl und seine feinsinnige Gemahlin sahen Fercher gern in ihrem Salon. Dort lernte Fercher Baronessa Amalia Früh kennen, der mehrere Gedichte gewidmet sind. Professor Hyrtl befreite den Dichter für immer von den materiellen Sorgen, indem er für Fercher von Steinwand ein jährliches Legat aussetzte, das zwar bescheiden war, einem alleinstehenden Manne aber wohl genügen konnte.

Überall, wo Fercher hinkam, verehrte man den Dichter, der so eigen und reif zu reden wußte und nicht nur ein ganz bedeutendes Wissen, sondern auch eine starke Persönlichkeit verriet. So war es natürlich, daß auch die Frauen in seiner Gesellschaft nicht empfindungslos blieben. Und Fercher liebte damals, wie nie zuvor und nie später, warm und tief; mit seinem ganzen reichen Wesen liebte er, wie nur er es konnte. Doch niemals nannte er den Namen der Frau, die ihm tiefstes Erlebnis wurde. Auf den stillen Hügeln von Perchtoldsdorf, wo so viel warme Sonne in den Weingärten träumt, dichtete er seine jubelnde, jauchzende und dann seine weinende Liebe. „Gräfin Seelenbrand“³²⁾ erschien 1874 in Hamburg. Der Dichter selbst nennt dieses Werk ein satirisches Gedicht. Wie weit diese Bezeichnung berechtigt ist, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls ist „Gräfin Seelenbrand“ eine Sammlung von wunderbaren Liedern, Hymnen, Rhapsodien und satirischen Epigrammen, die nur von einer leise mitklingenden Fabel zusammengehalten werden. Hamerling hatte das Manuskript der „Gräfin Seelenbrand“ vor der Drucklegung in der Hand, war begeistert davon und hat durch ein paar unwesentliche Streichungen die Fabel vom verschmähten Liebhaber ein wenig stärker herausgestellt.

Schon 1875 dachte Fercher von Steinwand an eine Ausgabe seiner Gedichte. Aber Kränklichkeit hinderte ihn daran. So

mußte er sich mit gelegentlichen Veröffentlichungen in Zeitschriften begnügen. In diesem Jahre schrieb er den Dante-Aufsatz³³⁾ für das „Salonblatt“ in Wien, der berechtigtes Aufsehen gemacht hat. Die Gedanken über Dante scheinen im Anschluß an Ferchers eigene epische Arbeit entstanden zu sein, weil der Dichter auch in diesem Jahre noch an seinem „Ahasver“ schuf. In Naaffs schöngeistigem Jahrbuch erschien 1877 und in den folgenden Jahren außer Gedichten auch noch der Aufsatz „Eine Begegnung mit Friedrich Halm“³⁴⁾ (1878), der als Brief an den späteren Bürgermeister von Wien, Dr. Richard Weiskirchner, auf dessen Anregung entstanden ist. Auch der Aufsatz „Über Schilderung und Beschreibung in der erzählenden Dichtung“³⁵⁾ ist im selben Jahre als Brief an Ludwig v. Mertens ausgearbeitet worden. Endlich fällt in diese Zeit die Abhandlung „Über das Epos und über epische Dichtung“.³⁶⁾ 1877 entstand der Artikel über „Friedrich Marx“,³⁷⁾ wurde aber erst sechs Jahre später gedruckt. 1882 erschien die Rezension „Eine Geschichte des modernen Dramas“³⁸⁾ und 1890 „Gottfried Keller. Ein Lebenswohl“.³⁹⁾ Alle diese Arbeiten zeigen Fercher als einen allseitigen und tiefschürfenden Beobachter, der mit einem seltenen Wissen und origineller Urteilsfähigkeit an die Literaturkritik heranging. Dieselben Eigenschaften erscheinen in lebhaftester Weise in seinen Briefen wieder. Das Urteil über den Stil von Ferchers Prosa kann ich einem anderen überlassen: Franz Christel schreibt, daß in den Profastudien „Pathos und Schlichtheit, Leidenschaft und olympische Ruhe, Lessingscher Lapidarstil und Jean Pauls Buntheit und Behäbigkeit sich seltsam mischen“.⁴⁰⁾

Fercher von Steinwand hatte seit seiner Adoptierung in der Familie Dr. Bötticher wintersüber in Wien gelebt, während er den Sommer in Perchtoldsdorf verbrachte; manchmal blieb er sogar im Winter draußen vor den Toren der großen Stadt. Im Jahre 1879 aber übersiedelte er endgiltig von Perchtoldsdorf nach Wien, weil seine Pflegemutter, Frau Bötticher, schon längere Zeit krank war und den Arzt brauchte. In ihrem Hause, im ersten Bezirk, Bognergasse 13, wohnte nun der Dichter und hoffte, in der Stadt ein bewegteres Leben führen zu können. Aber das Krebsleiden Frau Böttichers verschlimmerte sich und entriß schon im darauffolgenden Jahre dem Dichter auch die Pflegemutter. Fercher erbte die Hälfte des Hauses in der Bognergasse. Da er aber auch Schulden miterbte, mußte er das Haus verkaufen und dabei blieb ihm nicht mehr allzuviel. Jedenfalls

konnte er mit dieser Erbschaft seinen ersten Gedichtband herausbringen, den er schon in früheren Jahren wenigstens teilweise vorbereitet hatte und der 1881 bei Kosner in Wien unter dem Titel „Deutsche Klänge aus Österreich“⁴¹⁾ (erster Teil) erschien. In diesem Gedichtband, wie auch im zweiten Teil der „Deutschen Klänge“, die erst nach Ferchers Tod aus dem Nachlaß herausgegeben wurden, nehmen die vaterländischen Gedichte einen großen Raum ein. Mit barditischem Schwung singt er vom großen Deutschland in dem Gedichte „Die Schließung des Oldenburger Theaters“, das an den Preis Österreichs in Grillparzers „König Ottobars Glück und Ende“ gemahnt. Dann findet Fercher wieder ganz weiche Töne für sein Deutschland in dem Gedicht „Du Land, so süß“. Und weit zurück in die Geschichte schaut der Dichter und sucht die Größe des Vaterlandes im „Schlachtchor am Lechfeld“ oder in „Kyffhäuser-Gäste“. Aber Fercher fühlt sich nicht nur als Deutscher, sondern auch als Österreicher, wie schon der Titel der Gedichtsammlung „Deutsche Klänge aus Österreich“ kundgibt. Sein engeres Vaterland besingt er in der Hymne „Austria bei Magenta“. Wie eine prophetische Schau in die Zukunft aber mutet das Gedicht „Grenzdeutsche“ an, von dem die Zensur des alten Staates die dritte und vierte Strophe unterdrückt hat, die nun in dieser Ausgabe nach der Handschrift in der Wiener Stadtbibliothek mitgeteilt werden können. Fercher weiß aber auch Gedichte, die an Goethe erinnern, wie sein „Bürger der Schöpfung“. Oder er besingt die Berge wie Haller, nur tiefsinniger, in seinen „Alpen und Alpenwacht“ und in vielen anderen Gedichten. Da fühlt man, wie er zurückhört in seine Jugend, die ihn auf die Kärntner Berge hinaufgeführt hat, wo sich ihm die Gipfelwelt der Tauern wie eine unverlierbare Vision eingepägt hat. Wo Fercher von der Natur spricht, ist es fast immer ein Bild seiner Bergheimat. Doch nicht allein in der Anschauungsweise offenbart der Dichter kärntnerisches Stammesgut, vielmehr auch in der Form seiner Dichtungen. Das Gedicht „Frühlingsjauchzen“ ist besonders bemerkenswert, weil es in Vers- und Strophenbau eine überraschende Gleichheit mit vielen Kärntner Volksliedern aufweist, mit den sogenannten Bierzeilern. So unmittelbare Anklänge an das weltbekannte Kärntnerlied findet man im ganzen Werk Ferchers kaum wieder, denn die lustigen Bierzeiler haben im Mölltale, in Ferchers engster Heimat, nicht eine unbestrittene Herrschaft, sondern auch längere, oft lehrhafte Lieder und

Balladen werden dort gesungen. Das kann natürlich nur mit dem Charakter des Volkschlages zusammenhängen, der entschieden ernster ist, als jener an den sonnigen Seen des übrigen Kärnten. Ahnt man nicht ganz tiefe Zusammenhänge? Stammeseigentümlichkeiten? Ferchers ernstes, oft monumentales Wesen paßt doch so gut zu den harten Bewohnern der Berge, die nicht nur tolle Schnadahüpfel, sondern auch besinnliche Lieder singen.

Die meisten der in „Deutsche Klänge aus Oesterreich“ vereinigten Gedichte sind schon ein paar Jahrzehnte vorher entstanden, manche von ihnen auch schon in Zeitschriften gedruckt worden. Vielleicht sind sie gerade darum in der Öffentlichkeit nicht mehr mit besonderer Aufmerksamkeit aufgenommen worden. Für den Dichter war das eine schmerzliche Enttäuschung.

Nach dem Hausverkauf hatte Fercher eine Wohnung im neunten Bezirk, Sensesgasse Nr. 8, bezogen. Dort besuchte Franz Christel, damals noch Student, den Dichter. Fercher freute sich trotz seines Alters immer noch an der beweglichen Geistigkeit und Geselligkeit der Jugend und gebrauchte bei Christels erstem Besuch die Wendung, daß er selbst nie aufgehört habe, Student zu sein. Mit diesem Geständnis stimmt seine Lebensführung überein. Oft, berichten die Zeitgenossen, sah man den Dichter mit der Einkaufstasche unter dem Arm seiner Wohnung zustreben, wo er sich dann selbst seinen Junggesellentisch mit einfachen Gerichten besorgte. Am Abend pflegte er wohl auch im Gasthaus zu essen. Trotz der immer wiederkehrenden Kränklichkeit, die den Dichter oft durch Monate an das Zimmer fesselte, trotz der vielen und vielen Enttäuschungen und harten Erfahrungen blieb Fercher ein Mensch von großem geistigen Format. Er hatte nur sein Sehnen und Wünschen verbergen gelernt und wurde dabei unzugänglicher. Für die Außenwelt schien Fercher der Beherrsichte, der alle harten Erlebnisse überwunden hat. In seinem Inneren aber wollten heimliches Hoffen und Erwarten nicht einschlafen. Franz Christel erzählt:⁴²⁾

„Die von Goethe als beneidenswert gepriesene Gabe des Mannes, mit der Jugend jung sein zu können — sie war ihm eigen wie nicht bald einem zweiten. Kein Wunder, daß ihn das mit geistiger Regsamkeit gebarte studentische Treiben seiner Getreuen anheimelte. Mit der größten Aufmerksamkeit hörte er zu, wenn einer aus der Schar sich mit einem neuen Gedicht hervorwagte. Gespannt erwartete man sein Urtheil. Herzlich

erfreut klatschte er manchmal Beifall, eine Formel wie ‚Das ist etwas!‘ oder ‚Das klingt anmutig‘ hinzufügend. Reizender aber war es, wenn er seine Einwendungen machte. Da begann er, den Kopf sich krauend, Vergleiche anzustellen; er sprach über irgendeinen seiner Lieblinge, über Homer, Horaz, Dante, Platen oder Rückert, und leerte zum Schlusse, als wollte er für die empfangene Anregung danken, sein Glas auf das Wohl des Poeten. Für Nietzsche, aus dessen ‚Zarathustra‘ Rudolf Steiner — nicht zu verwechseln mit Franz Steiner, dem stets hilfsbereiten Freund Ferchers in dessen letzten Lebensjahren — verschiedene Teile vortrug, hatte er keinen Sinn. Das muß man erst genau studieren, meinte er schmunzelnd. Schroff lehnte er die zynischen Erzeugnisse der Moderne ab. ‚Mag’s fressen, wer will!‘ sagte er einmal, nachdem er ein solches in einer Zeitschrift überflogen hatte, und mit schneidendem Gelächter begleitete er seinen Ausruf. Auch an Ulk gebrach es bei den Zusammenkünften nicht und Fercher, der sonst seine Tage wie ein Klausner in brütendem Ernste verbrachte, war kein Spaßverderber. Er erzählte dann selbst heitere Anekdoten und beteiligte sich sogar am Rundgesang, indem er mit dumpfer Stimme sein Lieblied ‚Es zogen drei Bursche . . .‘ (in der schwermütigen Tonfassung) zum besten gab. Apollo hatte sich für eine Stunde in Dionysos verwandelt. Am behaglichsten freilich fühlte er sich in einer kleinen Gesellschaft — mit einem oder zwei Gleichgesinnten. Da fesselte er durch eine ganz einzige, spielende Beredsamkeit, die einen erstaunlichen Reichtum an Kenntnissen aus Geschichte, Philosophie und Philologie enthüllte . . .“

Zu diesem Charakterbilde sind nur noch wenige Züge hinzuzufügen, die Naaff mitteilt. Demnach konnte Fercher von Steinwand in Frauengesellschaft sehr einnehmend und auch für Scherze zu haben sein. Über Ferchers Verhältnis zur Natur sagte Naaff: „Noch in den Achtzigerjahren begleitete er uns auf manchen Wanderungen durch den Wienerwald. Am lebhaftesten regte sich seine Naturfreude im Vorfrühling und er liebte es dann, einsam auf dem Bisamberg zu schweifen und das Erwachen der ersten Frühlingsregungen zu belauschen.“⁴³⁾ Diese innige Naturliebe des Dichters findet in seinen Werken volle Bestätigung.

Zum 60. Geburtstag, den Fercher in aller Stille im Kreis seiner jungen Freunde feierte, entwarf Leopold Hörmann ein scharf umrissenes Bild:⁴⁴⁾

„Fern der Gemeinheit,
 Gewinnsucht und Kleinheit;
 Feind der Reklame,
 Der ekklichen Dame;
 Deutsch im Gemüte,
 Stark und voll Güte;
 Groß in Gedanken,
 Kein Zagen und Wanken;
 Truz allem Einwand:
 Fercher von Steinwand!“

Aber Fercher ging nicht nur als Mensch eigene und darum oft einsame Wege, sondern schritt auch als Dichter nicht auf den breiten Straßen der vielen. Seit 1880 war auch in Wien der Naturalismus eingezogen, dessen Wortführer Henrik Ibsen war. Fercher hatte für diese Kunstrichtung nur die schärfste Ablehnung. Es mutet fast wie organisierter Widerstand gegen die neue Bewegung an, wenn Fercher um das Jahr 1890 an die Spitze einer Dichter- und Schriftstellergemeinschaft „Iduna“ trat, Fercher von Steinwand, der bisher keiner Literatenclique angehörte. In einem Rundschreiben⁴⁵⁾ stellt Fercher nicht nur die Ziele der Vereinigung zur öffentlichen Werbung vor, sondern legt damit auch sein eigenes Programm, seine Grundanschauung über die Dichtkunst in dankenswerter Klarheit nieder. Dieses Programm zeigt deutlich, daß Fercher von Steinwand einer idealistischen Literaturrichtung verwandt war. Sein Werk hat neben neuen, zukunftsweisenden Elementen und neben vielen romantischen Einflüssen die stärkste Verwandtschaft mit dem Weimarer Klassizismus. Darin ist letzten Endes der Grund zu suchen, warum Fercher von Steinwand bis vor kurzem so gründlich vergessen war, daß außer seinen noch lebenden Freunden wahrscheinlich nicht einmal ein Duzend Germanisten noch seinen Namen kannte.

Die Dichtergemeinschaft „Iduna“ bestand nicht lange, aber die jüngeren Männer, die ihr angehörten, erkannten auch später noch Fercher von Steinwand als ihren Meister.

Dann kommen wieder stillere Zeiten über Fercher bis zum Jahre 1897. In diesem Jahre erschienen die „Ungedruckten Briefe von Robert Hamerling“, in denen öfter von Fercher die Rede ist. Dadurch wurde der Dichter mit dem Redakteur des Daberkow-Verlages in Wien, mit Josef Böck-Gnadenau, be-

kannt, der sich für Fercher interessierte und ihm den Antrag machte, ein Werk seinem Verlage zu überlassen. Fercher stellte nun seine Gedichtsammlung „Johannisfeuer“⁴⁶⁾ zusammen, schrieb sogar über Ersuchen des Verlagsredakteurs eine kurze Autobiographie dafür und stellte sein Bild zur Verfügung. Der Gedichtband erschien im März 1898 zu Ferchers 70. Geburtstag. Die ersten dreizehn Gedichte und der Zyklus „Im Dunstkreis der Irrwische“ gehören ihrer Entstehung nach einer viel früheren Zeit an. Aber die anderen, „Bildchen“, „Unmut und Beherzigung“ und „Eholieder“, scheinen erst in des Dichters späterer Lebenszeit entstanden zu sein. Die kleinen Gedichte unter „Unmut und Beherzigung“ mahnen an die Spruchdichtung der „Kryptofloren“. Kampfgeist, Satire, epigrammatische Schärfe zeichnen sie aus. In den „Bildchen“ und „Eholiedern“ ist Fercher ganz Lyriker. Mit einfachsten Strichen zeichnet er die Natur und stellt mit feinführender Symbolik ein Schicksal hinein. Sparsam, aber innig und bildhaft im Ausdruck, treffen sie den Ton der Volkslieder. Eine ganz stille, versonnene Wehmut geht wie eine Herbstahnung durch diese Gedichte. Und eines davon — „Bei Sternenhelle“ — ist Ferchers Grablied geworden. Der Gedichtband „Johannisfeuer“ fand Anerkennung.

Beim 70. Geburtstag erinnerte sich ganz Österreich an Fercher von Steinwand. Über dreihundert Glückwunschschriften trafen ein, darunter eines vom Wiener Bürgermeister Dr. Lueger. Auch die Kärntner Heimat grüßte in verschiedenen Zuschriften ihren großen Sohn. Die Wiener Grillparzer-Gesellschaft veranstaltete einen Fercher-Abend, bei dem der bekannte Vortragsmeister Lewinsky die Interpretation von Ferchers Poesien besorgte. Großer Beifall, der seinen Höhepunkt beim Vortrag des kleinen Tierepos „Die Biene“ fand, wurde dem Dichter. Fercher übersiedelte 1899, nachdem er schon Ende der Achtzigerjahre von der Sensengasse in die Währingerstraße Nr. 58 umgezogen war, in die Blattgasse Nr. 11, dritter Bezirk, wo er ein schönes Zimmer mit Küche bewohnte, vor den Fenstern einen hohen Baum, der seine besondere Freude war. Die Hausmeisterin, Frau Galster, besorgte seine Bedienung. Sein Leben in den letzten Jahren war still. Im Sommer pflegte er noch größere Spaziergänge durch den Prater und zur großen Donau zu machen. Sonst hielt sich Fercher sehr viel an seinem Schreibtisch auf.

Daß er das Arbeiten noch immer nicht lassen konnte, trotz seiner Kränklichkeit, bezeugt ein Brief an Egger vom 14. Juli 1900.⁴⁷⁾ Dort schreibt er, daß er mit der Reinschrift seiner „Kryptofloren“ beschäftigt sei, eines Werkes, das er selbst bezeichnet als „eine Verdolmetschung einzelner Seelenregungen leichter Art. Es stellt sich dar als eine Sammlung etwa wie die Zahmen Kevien ohne augenscheinliche Zähmheit“. Die „Kryptofloren“⁴⁸⁾ sind aber sicherlich nicht als zusammenhängende Arbeit dieser Zeit, sondern als eine Art Tagebuch in Versen, eine Epigrammesammlung anzusehen, die im Laufe seines Lebens nach und nach entstanden sind. Das beweist auch der Umstand, daß Teile davon schon viel früher, in den Siebzigerjahren, in Raaffs „Lyra“ veröffentlicht wurden.

Von einem neuerlichen epischen Plan schreibt Fercher im vorerwähnten Brief: „Ein großangelegtes Epos muß' ich unter der erlahmten Hand liegen lassen. Ich sollte eigentlich gar nicht davon reden, denn die Vollendung desselben kann nur in ohnmächtigen Wünschen bestehen. Diese letzten Jahre waren für mich das furchtbarste Unglück. Sie haben alles getan, um mein Leben bildlos, d. h. unentschieden und schattenhaft abzuschließen. Das Gedicht heißt ‚Der Geisterzögling‘⁴⁹⁾ und bewegt sich nur in der vorgestellten unendlichen Welt.“ Dieses Geständnis ist bezeichnend. Fercher wollte noch immer seinem Leben einen großen Schlußpunkt setzen. Und Dante stand als Stern über diesem letzten dichterischen Wollen, wie das Fragment des ‚Geisterzöglings‘ eindeutig beweist. Fercher fühlte, daß er das große Epos, von dem er schon in den Fünfzigerjahren geträumt hatte, noch schreiben müsse, aber er fand die physische Kraft nicht mehr.

Und groß wird die Tragik dieser Erscheinung, wenn man in einem Briefe vom 21. März 1900 liest, wie Böck-Gnadenau den Dichter bittet, ihm für seinen Verlag Dichtungen zu überlassen, Memoiren oder ähnliches zu schreiben, um sie der Öffentlichkeit übergeben zu können. 70 Jahre hatte der Dichter keinen Menschen gefunden, der so gesprochen hätte. Und nun er alt war und nicht mehr konnte, nun hörte er die Musik der Anerkennung, nach der er gehungert und gekrankt hatte, die ihm not gewesen wäre zum gedeihlichen Schaffen. Nun war es zu spät! So wie bei Grillparzer. 1900 wurde dem erholungsbedürftigen Dichter vom Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung auf Verwendung des Regierungsrates Egger-Möllwald eine Ehrengabe zuteil.

Noch muß ich eines engeren Landsmannes Ferchers gedenken, Franz Steiners, Militär-Zahlmeisters (jetzt i. R.) aus Winklern im Mölltale, damals in Wien, der den Dichter in seinen letzten Lebensjahren mit viel sorgender Hilfsbereitschaft umgeben hat. Steiner brachte den Dichter im Jahre 1901 noch einmal nach Kärnten, ins Mölltal, wo er seit vielen Jahrzehnten nicht mehr war. In Lainach, einem kleinen Dorfe mit einem sogenannten Heubad, anderthalb Wegstunden von seinem Geburtsort Stall entfernt, verbrachte Fercher seinen letzten Sommer. Mit dem frischen Bilde seiner stolzen, schönen Bergheimat im Herzen kehrte er im Herbst nach Wien zurück. Der Winter ging und als sich der Frühling wieder zu seinem blumenfrohen Aufbruch anschickte, starb der Dichter am Abend des 7. März 1902. Das letzte Wort an seinen treubeforgten Landsmann Franz Steiner war die Frage, ob sie wohl auch in diesem Jahre wieder in die Heimat fahren würden . . .

Die Stadt Wien gab dem Dichter Fercher von Steinwand ein Ehrenggrab. Auf dem Zentralfriedhof, in den Reihen der vielen anderen Kunstheroen, die den Namen Oesterreichs feiern, ist sein Grab, das ein schlichter weißer Marmorstein mit dem Reliefsportrait des Dichters — geformt vom kärntnerischen Bildhauer Kassin — schmückt.

Das Antlitz des alten Fercher zeigt zwei charakteristische Züge: trotzige Herbheit und zähe Entschlossenheit von der Art eines ausgearbeiteten Mölltaler Bauers und den Ausdruck einer in sich verschlossenen Geistigkeit wie bei Beethoven. Mitten im Taumel eines seelenlosen Materialismus, der wenig geistigen und wenig völkischen Schwung hatte, stand er einsam als Unverstandener. Ferchers Freunde haben es oft bedauert, daß er dem Zeitgeschmack nicht mehr entgegenkam. Es war nur der heiße Wunsch, ihn als großen Dichter zu sehen. Er aber hielt mit feltener Treue an seiner Überzeugung fest und opferte ihr allen Goldschein der Welt. Für sich lebte, für sich dichtete er, immer hoch über aller Gemeinheit.

So war Fercher von Steinwand.

Fercher von Steinwand in seinen Dichtungen.

Frühlingsjauchzen.⁵⁰⁾

Ich bau' mir aus Klängen
Ein prächtiges Haus,
Und fehlt's mir an Boden,
Ich mach' mir nichts draus.

Ich geh' durch die Straßen
Und quer durch die Stadt,
Verschlägt mir mein Liedchen
Kein Fant, kein Soldat.

Ich wand're mit Jauchzen
Durch Auen und Feld,
Es war wohl seit Christus
Kein froherer Held.

Zuhöchst auf den Bergen,
Wo ich geh', wo ich steh',
Ich sing' mir die Blumen
Hervor aus dem Schnee!

Wo liegt ein Begrab'ner?
Und läg' er in Erz,
Es ruft ihn ins Leben
Mein klingendes Herz.

Nicht mit Wimmern sich ergeben —
 Leben, Freund, heißt Tun und Streben,
 Geistiger Erhebung voll,
 Reichen der Natur den Zoll.

Wohl umstricken stets die Netze
 Dich der stofflichen Gesetze —
 Mann? Du bist es, wenn kein Muß
 Dir entwindet den Entschluß.

Doch dein Name heißt Vollendung,
 Freund, wenn keine Schicksalswendung,
 Die sich grausam an dir übt,
 Deine klare Seele trübt.

„Läßt das höchste Ziel sich finden
 In des Lebens Irrgewinden?“
 Mit dem heißen Wunsch — beinah',
 Mit dem starken Willen — ja!

Munt'rer Laune, keuschem Triebe,
 Großem Mute, treuer Liebe
 Steht kein irdisch Ziel zu fern,
 Am Azur zu hoch kein Stern.

Ob du gleich zur Stunde ringest
 Mit dem Ohngesähr, du zwingest
 Es bei seiner Wiederkunft
 Ins Geleise der Vernunft.

Einst bestiegst du das Verhängnis
 Selbst, entwaffnest die Bedrängnis;
 Irrsal hört und Blindheit auf,
 Wo der Geist beginnt den Lauf.

Doch je mehr du feige flügelst
 Und den Gott im Busen zügelst,
 Desto sich'rer faßt die Nacht
 Dich der unerforschten Macht.

Ich, ob mich der Blitz durchrenne,
 Jubeln mag ich, wenn ich brenne:
 Was ich mir im Geist gewann,
 Liegt in keines Schicksals Bann!

Handwerksburschenlied.⁵²⁾

Frisch auf, Gesellen! Der Himmel blaut,
Die goldene Sonne ist unsere Braut,
Sie winkt uns von Hügel und Firne.
Wir sind noch rührig an Fuß und Hand
Und tragen im Herzen das Vaterland,
Im Auge und an der Stirne!

Uns ist zwar manches Übel beschert,
Wir finden das Beste verrenkt und verkehrt,
Die Halbheit an Ecken und Straßen; —
Doch ob uns die Heimat auch wehe tut,
Die Heimat bleibt doch das köstlichste Gut,
Wir können sie nimmer lassen!

Der Hunger tut weh, der Tag ist heiß;
Man zahlt nicht die Arbeit, man lohnt nicht den Fleiß,
Und eigen sind die Gesetze;
Doch halten wir fest an dem deutschen Gott
Und trogen wacker dem Hohn und dem Spott
Und flieh'n des Verführers Neze.

Wir wandern in Deutschland, wir wandern nicht aus,
Der Deutsche ist nur in Deutschland zu Haus,
Sein Wohl nur liegt uns am Herzen —
Und wo uns ein Michel die Hände drückt,
Und wo uns ein Gretchen freundlich nickt,
Da sind sie vergessen, die Schmerzen!

Deutsch in Oesterreich.⁵³⁾

Und der Stolz hat sich erhoben —
Aus dem höllischen Gefaß
Schießt der Neid, gebückt und blaß,
Schürt ein lautes Krasterproben,
Doch sein Feldherr ist der Haß.

Hörst du's trommeln rings und flirren?
Wer der Unfern fühlt Gefahr?
Deiner Liebe bist du klar,
Deutsche Seele, darfst du irren?
Magst du kämpfen, deutscher Har?

Laß ihn schwärmen, laß ihn schwirren
Um des Ostens bleichen Rand,
Der Gemüter düstern Brand;
Einzig wer dich kann verwirren,
Siegt dir ob mit sich'rer Hand.

Diese Hügel, die du säumtest
Mit der Blüte Silberstaub,
Mit des Weines Purpurlaub,
Diese Wälder, wo du träumtest,
Sind sie schon Barbarenraub?

Hier am kühnsten deutschen Strome
Deutscher Gruß von Port zu Port,
Lichte Städte, freies Wort,
Tiefe Herzen, hohe Dome,
Sind sie nicht dein Heim und Hort?

Licht und Freude war die Fahne,
Die bei hehrem Waffenklang
Hier der erste Deutsche schwang;
Licht und Freiheit lenke, bahne,
Weite dir den Siegesgang!

Licht und Größe war die Schwinge,
Die das große Mutterland
Hell an deine Schultern band —
Klinge, machtgewoben, dringe
Klingend über Strom und Strand!

Leuchtend labe, wenn du Wunden
Jenseits deiner Grenzen heilst,
Wenn du nach dem Pontos eilst,
Du das Wunderlies gefunden,
Du des Phasis Woge teilst!

Lied beflamme, Licht befehle,
Wo du bildest, wo du baust;
Aber traue, wo du traust,
Mit dem Panzer vor der Seele,
Mit dem Flamberg in der Faust!

Grenzdeutsche.⁵⁴⁾

Über Öst'reichs deutsche Fluren
Weilt ein großer Geisterblick,
Wägt die strebenden Naturen
Und was krank ist am Geschick.

Kingsum — welche Völkerfülle,
Der's an keinem Haß gebricht!
In der düstern Stachelhülle
Klingst du, lichtiges Deutsch, nach Licht!

Fürst und Fürstenrat ermessen
Alles Treibens Unverstand —
Man vergißt nicht, zu vergessen
Dein umtritt'nes Vaterland.

Traun, es häuft sich neidbeseffen
Der Bedroher fecker Schwarm —
Und dies fürstliche Vergessen,
Und du selbst — vertrauensarm!

Dieser Zuruf der Gedanken
Wird gehört von Ort zu Ort
Und vom Gurt der Karawanen
Donnernd rollt das Gegenwort:

Gilt es, brechen oder pressen —
Daß wir deutsche Krieger sind,
Wird kein deutsches Haus vergessen
Bis zu Kind und Enkelkind!

Streitend gegen die Bestreiter
Und an Wert und Willen stark,
Wenn die Flotte geht zu Scheiter,
Taucht empor die deutsche Mark!

Zeitgeist.⁵⁵⁾

Bewegt sind wir von Hast und Vängnis,
Wir fühlen halb im Fieberdrang,
Wir überholen das Verhängnis
In seinem dumpfen Donnergang.

Wir glauben nur dem Truggeräusche,
Wir beben, wenn ein Rabe schreit,
Wir fordern's, daß ein Wicht uns täusche,
Denn Ohnmacht ist der Fluch der Zeit.

Wir eilen, den hinauszustoßen,
Der einer Wahrheit Huld erzeigt,
Es ist Verleumdung alles Großen,
Was prahlend unserm Schoß entsteigt.

Wo widersteht ein Herz entschlossen
Und gibt der Tücke nicht den Preis?
Wo hat der Treubruch nicht Genossen,
Der Meineid nicht ein Lorbeerreis?

Wo fehlt's dem Flachkopf an Berklärern,
Dem Denker an Verschmach und Hohn,
Dem glatten Schurken an Ernährern,
Dem Ehrenmann an Sündenlohn?

In Sinn und Sucht für Mahl und Magen
Gilt einzig Brot uns als Gebot,
Wir toben, jagen nach Behagen
Und schelten feig auf Kampf und Not.

Das Geld, auf das wir brennend lauern,
Ist unser Schicksal, unser Gott,
Der Arbeit weih'n wir ein Bedauern,
Der Armut schlechtverbehlten Spott.

Es rührt uns jeder Troßgeselle,
Der gaufelnd auf der Bühne weint,
Wir blicken scheel, wenn auf die Schwelle
Des Nachbars eine Sonne scheint.

Wir schwärmen um die Narrenschelle,
Wir meinen, was die Mode meint;
Kein Mahnruf rückt uns von der Stelle,
Kein Machtwink findet uns vereint.

Wir sind nur reg', uns anzuranken,
Versagt ist uns der sich're Tritt,
Wir tasten, haschen, wünschen, wanken
Und Argwohn äßt uns Schritt für Schritt.

Heut' ringen wir nach hohen Rechten
Und taumeln einen Freiheitstanz,
Doch morgen flattern wir und flechten
Ums Haupt der Tyrannei den Kranz.

Und seh'n wir uns genug betrogen,
Da wird gewogen und gezählt,
Der Himmel wird zu Rat' gezogen
Und jeglicher Altar gequält.

Umsonst ist euer frommes Beben,
Umsonst ist euer Ruf nach Licht,
Solang' es eurem innern Leben
An einem schönen Stern gebricht!

Wir flieh'n zuletzt zur trübsten Quelle
Und trinken dort statt Wahrheit — Wahn.
So wirft uns jede Schicksalswelle —
Wann endlich in die rechte Bahn?

Was frommt's, daß unsre feine Sitte
Vom Schein beseelter Bildung strahlt?
Es ist der Sieg der rohen Tritte,
Mit dem die Zeit am liebsten prahlt.

Was frommt's, daß wir mit falscher Liebe
Belagern jedes Wissens Spur?
Wir steh'n im Sold der schlechten Triebe
Und bleiben Knechte von Natur.

Wie soll ein Genius sich verkünden,
Ein Göttersohn zu dieser Frist,
Durch welches Wort ein Volk entzünden,
Dem der Verzicht ein Labsal ist?

Wie soll er ein Geschlecht noch adeln,
Das nur den Stümper nicht verhöhnt?
Wie den Verrat am Guten tadeln,
Wo der Verrat nur wird gekrönt?

Dich wird auch keiner mehr erquicken!
Was auch die Kunde rauscht und weht,
Du wirst im Redestaub ersticken,
Bevor ein edler Bau ersteht!

Wohin auch deine Geister schwanken
Mit blütenlosem Wanderstab,
Du wirst verschmäht hinunterfranken
In ein beschämend ödes Grab.

Oh, würde drum in höhern Räumen,
Was klug getan wird, wohlgetan!
Oh, dürsten wir mit schönen Träumen
Dem Pfortenring der Zukunft nah'n!

Doch Weise, so von Weisheit starrend,
Daß ihre Weisheit niemals taut,
Und Herrscher, hart und blind beharrend,
Wo die sich stau'n — wer traut? Wer baut?

Sie hassen's, hoch sich zu vergaben,
Sie dreh'n sich schillernd nach dem Schein,
Denn jeder will nur haben, haben
Und keiner, keiner will was sein.

Was Jubel, wenn wir uns entschwingen
Für kurze Zeit dem alten Schmerz!
Um uns für immer loszurichten,
Ach, wie so klein ist unser Herz!

Wohl möchten wir die Welt verbessern,
Wer ist es, der bei sich beginnt?
Wir sondern, spalten wie mit Messern,
Wer ist es, der sich selbst entrinnt?

Wer schöpft ein Wort aus tiefem Bronnen?
Wer spricht ein ernstes Wort aus Pflicht?
Wer schießt nicht nach den Purpursonnen?
Wer trotzt dem Troß ins Angesicht?

Doch du, vermess'ne Feuerseele,
Die manchen dunklen Flor zerriß,
Sieh zu, daß dir der Trost nicht fehle,
Wir andern fehlen dir gewiß!

Bei jedem Wirbelwind von Plagen,
Der über unsren Häuptern tobt,
Den Freund und Nachbar anzuklagen,
Darin allein sind wir erprobt.

Wie franke Kellermäuse lungern
Die jungen Herr'n und tun gescheit;
Den Tüchtiger'n, daß sie verhungern,
Bergönnt man zum Verhungern Zeit.

Oh, lüd' ein Gottmensch unsre Sünden
Noch einmal liebevoll sich auf!
Oh, stieg' ein Rotbart aus den Gründen
Und stieß' uns mit des Schwertes Knauf!

Denn das sind dumpfe, herbe Tage
Und ihr Gefolg ist wilder Streit;
Sie winken einem Schicksalschlage,
Ein Volk zu fällen vor der Zeit.

Entmutigung.⁵⁶⁾

Urheber der Welt, der die Weiten bewohnt,
Am kristall'nen Gewölb der Unsterblichkeit thront,
Der im Spiele des Sturms mit umspannender Macht
Bewältigend wacht,
Goldäugig entblickend dem Aether!

Ich erhebe', ach, wie bang! mein gebeugtes Gemüt,
Das, o Gram! für ein Volk zu begeistert geglüht,
Für ein Volk, das, an Geist und Empfindung verarmt,
Nicht erwacht, nicht erwarmt
Und Gunst und Güter vergeudet.

Zu schau'n, wie sie schwillt, des Verderbens Gewalt,
Wie sie reißt und sich reckt bis zur Riesengestalt,
Und nicht König zu sein, um zu kehren den Schild
Nach dem Schaudergebilde
Und seinem zermalmenden Machtgriff;

Sich zu dreh'n im Gedräng mit dem Busen voll Klang,
Befürschend den Zwist und den knechtenden Zwang,
Und nicht Löwe zu sein, um ins feile Gewühl
Ein Löwengefühl
Zu schleudern mit schmetterndem Mahnruf;

Ein Gefunder zu steh'n in umsargender Hut,
Sich ergreifen zu seh'n mit ergrünendem Mut —
O Jammergehick! O tantalisches Weh!
Ach, ich fleh'! Ach, ich fleh'!
Allwäger, erwäg's mit Erbarmen!

Entführ', ach, entführ' auf dem Flammengespann
Des Blitzes mein Herz dem verheerenden Bann
Und spüle vom Haupt mir mit himmlischer Flut
Die sterbliche Blut,
Vom Fuß mir das Elend des Erdballs!

Wo nicht, oh, so laß wie den kundigen Schwan
Mich schweifen zum Kulm der Gebirge hinan;
Ich will im Gesenk beim Lawinengedröhn
Mit Klagegetön
Die klingende Seele begraben!

Das Verhängnis.⁵⁷⁾

(Als Einleitung zu Chören.)

Gewitter entladen sich wälderentlang,
Erschüttern die Nacht mit gewaltigem Klang:
Ihr Stürme des Herzens, erwacht nur, erwacht,
Hinaus in die Pracht,
Hinauf zum befreundeten Blutstrahl!

Ein flammender Wille beflügelt den Schritt,
Auf Klippen erdröhnt der vermessene Tritt;
Ich pflanze den Fuß in der tönenden Schlacht
Des Sturms und der Nacht
Mit Macht auf den felsigen Vorsprung!

„Allsiegende Mutter, beseelte Natur!
Du spendest dem Trieb auf der Flur, am Azur
Zum Wachsen das Mark, zum Erdulden den Mut,
Zum Streben die Blut,
Zum Wirken die Weihe des Einklangs.

Doch sprich, wem entstammt der verbrechende Geist,
Der tückisch ergrimmt die Geschlechter umkreist,
Woher, ach, die Tränen, die richtende Wut,
Das rauchende Blut,
Die Knechte der taumelnden Willkür?

Entrollst du dich gleich mit des Donners Gebraus,
Bestellt ist dein Feld und erleuchtet dein Haus;
Wie streng das Gemüt mit dir tret' ins Gericht,
Du schmiedest uns nicht
Die Schmach der Zerrüttung und Zwietracht.

Dem Freund, der mit heiliger Frage dir naht,
Bekennst du die Tiefen der keimenden Tat;
Bewirkende Göttin, entwölke die Sicht,
Entschlei're dein Licht,
Erschließe der Wirren Beweggrund!" —

So wandert der Ruf durch den wirbelnden Raum;
Da drängt sich's heran wie der prächtigste Traum,
Es schwillt das Gewölk, es entwannt dem Gefild
Gebild auf Gebild
Und webt sich und schwenkt sich im Umschwung.

Gestalt bei Gestalt! Und im schwebenden Kranz
Erhöht sich ein Dom mit bedrohendem Glanz,
Es hallt vom Gewölb ein befremdlicher Ton:
„Du stehst vor dem Thron
Der mächtig beschickenden Gottheit!“

Da wanken die Kuppeln, da teilt sich das Tor,
Es funkelt das Antlitz der Göttin hervor,
Versunken im wallenden Wolkengesenk,
Erklirrt ihr Gelenk
Und schreckt durch gigantischen Gleichschritt.

„Bergebens beschwörst du den Geist, der dich schuf,
Zum Geist der Erschaffenen kehre den Ruf —
Du schaust der Geschöpfe Geschöpf und erbangst?“
„Dich ahn' ich mit Angst,
Du Schrecklichstes nennst dich Verhängnis!“

„„Wer wirkt mir des Schreckens verwirrende Tracht?
Wem dank' ich Gewaltige Wesen und Macht?
Dem irrigen Trachten der irdischen Brust,
Der sträflichen Lust
Am trotzig verwegenen Unmaß!

Im Dunkel des Jammers, im Glanz der Gewalt,
Im Blute der Völker empfang' ich Gestalt:
Solang' ihr verkennt die beschiedene Kraft,
Behalt' ich in Haft
Die freundlichen Engel des Daseins.

Du siehst, wie der Äther mit Geistern sich füllt,
Du staunst, wie Gesicht um Gesicht sich enthüllt,
Du witterst den Sturm, der mich stöhnend gebar;
Erfenn' in der Schar
Die Wandlung und Warnung der Zeiten!““

Scholieder.⁵⁸⁾

H e r e i n !

Tritt ins Haus und sei mein Gast,
Draußen ist es schwüle;
Gönne deinem Herzen Rast,
Deinem Scheitel Kühle!

Magst du sein von fremdem Blut
Oder armer Gilde —
Blumen trägst du auf dem Hut
Und im Auge Milde.

B e h e r z t.

Sturm vorüber, Sonne scheint,
Dusten Feld und Flieder;
Einsam hab' ich aus geweint,
Singe, Seele, wieder!

Siechtum fort und Siechens Graus,
Efeu in die Kammer!
Arzt und Priester aus dem Haus!
Axt herbei und Hammer!

Sarg hinunter, Schollen drauf,
Rosen auf den Hügel!
Aus ist dieser Jammerlauf,
Kege, Geist, die Flügel!

Bei Sternenhelle.

Oben, wo es nächtig blaut,
Funkelndes Gedränge,
Unten, wo das Auge taut,
Milden Sehens Klänge!

Klimme, Seele, leis' empor
Auf des Klanges Gleisen,
Sterne, glänzt der Seele vor
In des Himmels Kreisen!

Die Mutter.⁵⁹⁾

Tief in den Alpen, im halmigen Ried,
Da sitzt auf einem Stein
Ein armes, greises Mütterlein
Und sieht und sieht
In einen dunkelgrünen See.

Dies Auge, wie ringt es in strömendem Weh!
Dies Herz, ach, wie schmachtet es tief nach Erbarmen!

Im See sind Nixen mit blanken Armen,
Die kamen geschwommen
Und haben der Mutter den warmen,
Den blühenden Sohn genommen.

Die Nixen kommen
Und reihen sich dicht
Um ihren Fuß
Und blicken licht.
Andere winken,
Wallen und blinken
Und nahen gewinnend und bringen Gruß,
Mit silbernen Lippen klingenden Kuß,
Doch bringen sie nicht
Den geliebten Sohn.
Die Mutter weinet. —

Wie schmerzlich ihr Busen im Sehnen schwillt,
Wie heiß die heilige Träne quillt! —
Die Nixen schwimmen,
Sinken und klimmen
Vor ihrem Gesicht
Mit jammerndem Ton —
Sie bringen ihr nicht
Den geliebten Sohn.

Die Monden, die Jahre floh'n,
Die jungen Tage blüh'n
Und spiegeln sich rosig in Sees Grün,
Die Mutter weinet —
Die Sonne scheint,
Die Sonne sinkt
Der Sternenhimmel winkt,
Die Mutter weinet, weinet, weinet.

Die Geißhirten.⁶⁰⁾

„„Da sitzt schon die Sonn' auf dem Felsengehäng'!
Das Vieh will nicht fort von Gehöst und Gepfräng',
Verfluchtes Gezwäng'!
Ihr Bälge, daß euch die Hölle verschläng'! —
Hans, schrecke die Ziegen dort über die Blöcke,
Ich knittle die Beine der stämmigen Böcke!““

So poltert der bucklige Geißhirt Klaus,
Da tummelt sein Sohn sich zur Hütte heraus
Mit Hui und mit Saus
Und drängt auf die Halde die Herde hinaus;
Die lagert sich droben, am Raine sich streckend,
Die Gräser benagend, die Steine beleckend.

„Du gönnst“, meint Hans, „ihr zu wenig Salz;
Es macht sich bei Hieben und Peitschengeschmalz
Nicht Milch und nicht Schmalz.“ —

„„Hot! Bleicht doch mein Vieh fast dem Mühlengewalz!““
Ruft Klaus. „„Sind die Züchtlinge rund nicht und wänstig?
Gott's Wetter, die Racker sind widerspenstig!““

„Da schabt an der Schwelle“, bemerkt jetzt Hans,
„Noch eine Geiß mit der Schneide des Zahns.“ —

„„Ho, bärtige Gans!““

Brüllt Klaus, „„verschmähst du die Kräuter des Plans? —
Das ist die Braune, die schwarz ist gestrichelt;
Hätt' längst ihr den Kopf gern abgestrichelt!““ —

Umschleicht dann die Hütte, vor Wut kalkweiß,
Und schlägt auf die Stirn die gestrichelte Geiß.
„„Zum andern Geschmeiß,
Du Bestie, troll' dich hinauf und beiß!““
Da deutet es dem buckligen Hirten, als schwölle
Vor Ingrim das Tier — doch es steigt ins Gerölle. —

„Spießfeind bin auch ich dem gestrichelten Vieh. —
Jüngst stahl ich dem Senner ein Kalb — doch sieh,
Als dem Stall ich's entzieh',
Da meckert mir plötzlich die Geiß um das Knie,
Die tut mit so teuflischen Augen mich fassen —
Stracks muß' ich die Kalbschnauz' fahren lassen.“ —

Dem Vater erzählt dies der knollige Sohn;
Doch jener versetzt ihm: „„Mit ähnlichem Droh'n,
Mit nämlichem Hohn
Verfolgt mich das Tier — oh, bitterster Lohn!
Dir beicht' ich was, Bub — her Ohren und Blicke!
Doch kneble die Zunge, sonst geht's ans Genicke. —

Ich liebte, wohl sind es schon viele Jahr',
Des Fichtingers Gustl, ein Mädel, fürwahr
Willfährig und klar;
Doch macht' mir's der Görg abtrünnig gar.
Das sprengte mir fast das Gemüt in Stücke,
Doch ich, ich stauchte die Galle zurücke.

Verstrichenen Sonntag schleppt' ganz feck
Der Görg nach der Alpe Mehl und Speck.
Ich pass' im Geheck
Und zieh' mir das Messer wohl aus dem Besteck
Und riß' ihn, als er vorüberpfauchet;
Er aber verblutet, verhauchet, verjauchet.

Dabei bedeuht ich mich ungeseh'n —
Verdammt, da entdeck' ich die Geiß! — Was gescheh'n,
Sie sah mich's begeh'n.
Und als ich mich fürder beweg' auf den Zeh'n,
So stiert sie mir zu mit dem braunen Gesichte,
Ich zuckt', als stünd' ich schon vor dem Gerichte.“ —

Klaus setzt sich, indes er so dumpf sich erging,
Am Zacken, der über dem Abgrund hing,
Und trennt mit der Kling'
Vom Brotlaib einen gehälfteten Ring
Und blinzelt bergan, wo die Tristen lehnen,
Und blinzelt hangab, wo die Schlünde sich dehnen.

Drauf Hans, sich drehend: „He, Vater, just schlich
Die Braune da droben sich hinter dich;
Du bist ihr im Strich,
Enteil', denn Geröll hat ihr Fuß vor sich —
Bliß, Alter, ist's neu dir? Die Geißerchen streben
Dem Hirten neunmal im Tag nach dem Leben!“

Kaum spricht er's und unter den knotigen Klau'n
Des Tier's schon entwälzt sich ein Stein — o Grau'n! —
Und strichrecht, traun,
In wachsenden Säzen, erschütternd zu schau'n,
Und wirft, aufsprallend, den Greis ins Gesenke —
Den Schädel, den Kumpf, die zerriss'nen Gelenke!

Der Bursch erbleicht vor Entsetzen und Zorn,
Er nimmt die gestrichelte Geiß aufs Korn
Und packt sie beim Horn
Und zerrt sie knirschend durch Strauch und Dorn,
Er stößt sie zum Stall, da walzt er sie mürbe —
„I, daß doch der Schalk, der gespenstige, stürbe!“

Da funket die Geiß nach satanischer Art
Und schnellet den Stußschweif — er faßt sie beim Bart:
„Auf, Here, zur Fahrt!
Sei ohne den Kopf zu den Teufeln geschart!“ —
Durchhakt ihr den Hals in der Hast, der erbosten,
Und heftet den hörnigen Kopf an den Pfosten. —

Noch triefend vom Schlachten entschleicht er dem Ort,
Es ängstet das Herz ihn von Herd und Hort,
Es peinigt ihn fort.
Die Brust hat nicht Klang, die Lippe nicht Wort —
Wohin er auch trägt die strebenden Glieder,
Da trifft er die Geiß, die gestrichelte, wieder.

Er rastet am Riede, verkümmernnd schier,
Zwei Hörner enttauchen dem Halmenrevier —
„Das Tier hat noch Bier?“ —
Und schaudernd entrinnt er dem rächenden Tier.
Doch als er sich drauf ins Gehölz will wagen,
Da hört er's zwischen den Föhren klagen.

Und lechzend neigt er hinab sich zum Quell,
Da rauscht's ihm entgegen gerötet hell —
„Beim Himmel, wie grell!“
Der Stein, der ihn stützt, wird Gebein — „Ha, Gesell!“ —
Er setzt sich zum Imbiß — sie sinkt ihm zu Füßen,
Die greuliche Feme, mit stöhnenden Grüßen!

So wannt er vom Tag hinüber zur Nacht —
O dumpfige Träume! — Das Lager erfracht —
Kings feurige Pracht —
Es dräut die Natur ihm mit eigenster Macht! —
Er schließt die Augen wohl fester und tiefer.
Da schmiegt an sein Kinn sich ein zottiger Kiefer.

Er stürzt in den Hof mit der Angst im Geweid' —
Schon spinnt sich der Aether ein silbernes Kleid
Und falt für das Leid
Erdämmern die Gipfel im Morgengeschmeid' —
Da beglozt ihn vom Pfosten der Kopf mit Gähnen
Und der Frühwind pfeifet vorbei an den Zähnen.

Da fröstelt's den Hirten, er sinkt an den Pfahl,
Er seufzt nach den Höhen, er weint in das Thal,
Wird scheel, wird fahl. —
Ein alternder Geier, verwittert und fahl,
Umspäht das Gehöft und besetzt die Pfränge
Und putzt sich die Schwingen und weht sich die Fänge. —

Lawinenritt.⁶¹⁾

(1854.)

Der Frühling geht durch das Gefilde,
Umsonst gebietet noch dem Land
Der Winter, der gebeugte Wilde,
Das Zeppter schmilzt in seiner Hand;
Nur einen Perlenschmelz von Tränen
Läßt er auf Flur und Hag zurück,
Als hätte er ein tiefes Sehnen,
Zu küssen noch das junge Glück!

Der greise Gletscher, dem Gebote
Der Anmut hold, steht sinnend da;
Steht vor dem keuschen Morgenrote
Wie Griechenland vor Helena;
Zieht vor der neugebor'nen Sonne
Herab den düstern Wolkenhut
Und grüßt die jungfräuliche Sonne
Mit einem Blick voll Strahl und Glut.

Ich sehnte oft mich nach den Säumen
Des Gletscherhauptes, und nun steh'
Ich auf des Riesen Frühlingsträumen,
Auf seinem Mähnenkranz von Schnee.
Wer frech, ihn an Gedanken rüttelnd,
Sein Herz erschreckt mit Ruf und Trab,
Den wirft er, sich die Mähne schüttelnd,
Samt der Lawinenlocke ab.

Allein, wer stark an Haupt und Gliedern,
Besteigt voll Mut das Eisgespann
Und treibt zum Ritt mit Jubelliedern
Den schneebeschwingten Alpenschwan,
Und wenn's die Götter gnädig wollen,
So bringen die beherzte Fracht
Die losgepeitschten Winterschollen
Gesund und frisch ins Thal der Pracht.

In jenes Thal, das nicht den Bürden
Beweinenswerter Zeit verfällt,
Und wo der Mensch die Götterwürden
Noch der Unendlichkeit behält;
Dort könnt' ich sie so heiß umfassen,
Die Freiheit, mein geraubtes Weib,
Auf ihrem Schoße würd' ich prangen
Und glüh'n an ihrem heil'gen Leib.

Nur sie leih' Goldgehalt dem Volke;
Sie, die den Mann mit Mannheit schürzt,
Ist wert, daß man sich in die Wolke
Des rollenden Geschickes stürzt. —
Vielleicht, daß ich es auch erreiche,
Das wundervolle Märchenthal,
Wenn ich gepreßten Leibes schleiche
Durch Dorn und Klippen langer Qual.

Inzwischen, ach! umschließt die Zone
Des Pols vielleicht die Lenznatur
Und ich betret' in grauer Krone
Des Alters die entlaubte Flur;
Vielleicht hat dort mit tausend Segen
Ein kühneres Geschlecht gesät,
Und meiner Reise dröhnt entgegen
Der Donnerruf: Zu spät! Zu spät!

O schönes Land, entzücktes Schauen!
Wie wiegt sich mein berauschter Blick
In deinen Bergen, deinen Auen
Und, ach, im seligen Geschick! —
Die Götter grollen nie den Taten,
Sie hassen den, der Taten flieht;
Ich wag' ihn, ohne zu beraten,
Den brausenden Lawinenritt!

Nie lügt das Herz, nie sehnt's vergebens;
Nicht ist es ein durch Schicksalschluß
In das Gewoge dieses Lebens
Hineingebannter Tantalus!
Umgrünt ein Wünschen seine Zweige,
Das nun beglückt in nichts zerfällt,
So zeigten wir uns nur zu feige,
Es zu befruchten mit der Welt! —

So träumt' ein Jüngling auf dem grellen,
Dem eisbehelmtten Riesenknau,
Die Brücken seiner Mannheit schwellen,
Die strammen Muskeln schwellen auf:
Die Losung gibt der kühne Senner,
Und wiehernd von der Klippenramp'
Fliegt ab mit ihm der weiße Kenner,
Ein Katarakten-Dithyramb'!

Und gallverschrumpft zum Sprung sich rundend,
Weil ihn gewürgt der Hügeldruck,
Der Hochsumpf, sich dem Grund entspundend,
Bergab nun glitscht mit dumpfem Ruck;
Pfeilhymnen gurgelnd aus den Schlünden,
Bebrüht mit Groll er Fels und Au
Und faßt, gestürmt aus Schlucht und Gründen,
Das Schneepferd mit der Pfützenklau'!

Entkoppelte Granite bellen
Des Rosses Silberschenkel nach,
Zerrenkte Ahornleiber schellen
Mit Sterbgeröchel und Gefrach;
Es dröhnt und rufet tausendtönig
Aus Höhen durch Gebirg und Tal:
„Natur ist Königin — der König
Der Schöpfung, hört, sucht sein Gemahl!“ — —

Ob nun der Jüngling grammentbunden
Umfängt der Sehnsucht süße Braut;
Ob er im Tal sein Glück gefunden,
Ob er dem Grab sich angetraut:
Das kommt dem Deutschen zu Gesichte,
Wenn er sich ohne Zaudern jetzt
Auf die Lawine der Geschichte,
Dem Weltgeist auf den Rücken setzt!!

Das Pferd der Rennbahn.⁶²⁾

(1854.)

Lagernd um die Dämmerungen
Ruht der Abend, und der Bach,
Rührend seine Silberzungen,
Hält den Geist der Stille wach.
Plötzlich aber auf den Firnen
Schwelgt der Ost im Blutgenuß —
Zu den schüchternen Gestirnen
Rollt des Mondes Purpurgruß. —

Halb verglimmen die Gedanken — —
Zählings wälzt im Strahlerguß
Zu den Ringern in die Schranken
Sich der Brand des Genius.
Ha! wie freut's die lichtverwandten
Seelen, daß er wieder glomm,
Ihrer Augen Diamanten
Glüh'n ein schimmerndes Willkommen'. —

Wer dem Mond im Abenddunkel
Je mit Lust sein Herz erschloß,
Wem des Genius Gefunkel
Je durch Haupt und Glieder floß:
Den freut auch das Pferd, wenn's, hadernd
Mit der Luft, den Sand bekriegt,
Wenn es, Ripp' und Brust sich quadernd,
Stramm dem Wink und knapp sich schmiegt.

Mal' ich's? — Ist es Schaumgeschwelle?
Harfe für den Hagelpsalm?
Eines Strahls gefang'ne Helle?
Ein geknäulter Blütenqualm?
Oder ist es die Empfindung,
Die, als unsrer Sinne Sproß,
In geflügelter Entbindung
Reck als Pferd ins Leben schoß? —

Ist's — daß ich mit Kühnheit wähle —
Ein gegliedertes Gedüßt?
Des Porphyrs gezäumte Seele?
Ein Orkan, mit Haupt und Hüft'?
Ein Geschick, das über'n Moder
Jetzt in Stahlbeschuhung geht?
Ein gesatteltes Geloder?
Ein bestaunter Flurkomet?

Mit geschwelltem Bersgeäder
Die bemähnte Poesie?
Das gemuskelte Katheder
Biergebeinter Einsicht — wie?
Erntet solche Zeichnung Rüge? —
So — mit Wahrung des, was fromm —
Sei's ein gotisches Gefüge,
Ein im Grund gehüfter Dom.

Dies Gepräg' wird sich erproben;
Denn der Drang zur Ewigkeit,
Der den Münsterschwung gehoben,
Ritt am Pferde durch die Zeit.
Demgemäß tat auch an Tieren
Sinnig sich der Weltgeist kund: —
Die Basilika auf Bieren
Schritt mit der Idee im Bund. —

Hingepfeilert felsenmächtig
An des Hufes Sockel, hebt
Das Gelenk sich drall und schmächtig,
In der Biegung schwingbelebt.
Aderarabesken bäumen
Irr sich am Gestämm empor,
Glüh'n von des Erbauers Träumen,
Die er tief hinein verlor.

Auf den Schenkelskapitälern
Ruht der Sattlung Gratgeländ',
Kreuz und Schultern blinken, stählern
Ausgebrüstet im Gewänd.

Fest in seine Knöchelpfannen
Von den Flechsen eingerenkt,
Strebt das Säulgewirr von dannen,
Wenn des Tiergesims sich schwenkt.

Doppelgieblig auf der Baute
Seiner Stirne thront 's Gehör,
Daß er die rebell'schen Laute
Zur Tributpflicht herbeschwör'. —
Klingend wird's vom Turm geboren,
Was Gemüt und Welt bewegt,
Scharf verrät das Spiel der Ohren,
Was im Rippenzelt sich regt.

Wenn das Plektron zuckt, der Geißel,
Ans Gehäuf' von Nerv und Blut —
Schmelzend Balken und Gemeißel,
Wandelnd sich in Klang und Blut.
Kuppel wird Prophetenmiene,
Ziergeäst zerrinnt zu Geist,
Während aus der Wurz' der Schiene
Sprüh'ndes Donnerzeitmaß fließt.

Hört ihr es, Empfindungsständler?
Männlein ohne Saft und Schaft!
Krumme Tränenunterhändler,
Die ihr schnürt den Sang in Taft!
Einst empfand der Gott Mißhagen,
Weil ein Zwerglein Lieder schuf;
Da hat er dem Pferd geschlagen
Seine Lyra an den Huf. —

Rascher rudert durch die Dämpfe
Das Gebild, als ob's in Wut
Mit Gestaltenwechsel kämpfe,
Jetzt als Wolke, jetzt als Flut,
Jetzt beschwingte Memnonstuppe,
Durch sich selbst zum Tanz entwühlt,
Jetzt als Sirenengruppe,
Durch ein Atlasdach verhüllt.

Jetzt als Sommer, Quell des Schimmers,
 Jetzt als Winter, weil, entlockt,
 Perlschnee aus des Rennbahnschwimmers
 Samt'nen Kiefermuscheln flockt;
 Jetzt als Schalk, dem kniffelblitzend
 Höll' in Weich' und Wimpern fuhr,
 Jetzt als Kater, der, kaum ritzend
 Seinen Pfad, durchstreicht die Flur.

Jetzt als schlau verbuhltes Liebchen,
 Dessen Köckchen, wenn es schleift
 Rauschend durch das traute Stübchen,
 Den beglückten Jüngling streift;
 Jetzt als Berg, der, plötzlich schwärmend,
 Grazie übt, wildbachbeschweift,
 Jetzt als Tiermagnat, der lärmend
 An sein Nähengoldvlies greift. —

Doch der Äther flärt sich wieder
 Und zum Münster eint sich sacht
 Die Armee gesprengter Glieder
 Nach gekämpfter Bilderschlacht;
 Schäume sprühen, Flammen tauen
 Ihm von Wandung und Skulptur —
 Durch den Kreis geschmückter Frauen
 Fliegt ein Leuchten der Natur.

Maultasch-Ritt.⁶³⁾

Biston nach einer kärntnerischen Volksfage. 1854.

Meist drängt in unsers Herzens Schächte
 Der Tag zurück, was uns durchglüht —
 Gestaltenzeugend sind die Mächte,
 Denn sie beschwören das Gemüt.
 Wer kennen will mein Lieben, Hassen,
 Der lausche mir die Träume ab!
 Wer eines Volkes Wert will fassen,
 Der öffne dessen Märchengrab! —

Den Alpen eng ans Herz geschlossen,
Liegt Kärntens Seele, Klagenfurt,
Trotz den bestaunten Glanzkolossen
Des Landes edelste Geburt.

Zu Häupten ihm, als Kissen schwellen
Der Fluren Duft und Wälderluft,
Des Sees demant'nes Fließ der Wellen
Umschimmert Schultern ihm und Brust.

Atlas'ne Nacht, mit deinem lauen,
Tieffommerlichen Lächeln komm'!
Urwelten tau' von deinen Brauen,
Entringle deines Busens Dom! — —
Ha! Schon verglüh'n des Lichtes Schäume,
Mit ihnen Müh' und Tagesweh,
Und vom Obir her klimmt der Träume
Helldämmeräugige Armee.

Blick' auf! — Nun wölbt sich überm Markte
Des Schlafes Meteorgeschieb,
Wo Herkul dräut, der Gotterstarke,
Dem ringbeschweiften Steinamphib. —
Jetzt horch! — Des Lebens junge Kräfte
Verkauern sich mit Knistern schein,
Als ob ein Strom erglühter Säfte
Das Erdgeäder riss' entzwei.

Die Bronnenröhre perlet Funken
Und molchig schleicht der Halmenschaft;
Die Quadern formen sich zu Unken,
Der Felswurm gloht, sein Kiefer klappt.
Als Ratternvolk vom Baume ringelt
Sich das Gezweig stammniederwärts
Ans grause Drachenbett und züngelt
Sich wälzend in Gespensterscherz.

Und krachend spaltet sich der Norden,
Und nach der Hauptstadt gelst im Strom
Durch das Getöse schem'ger Horden
Der Flüche Schauderidiom. —

Da sprengt, ein Blitz des Ungeföhres,
Die Maultasch auf den Lindwurmplatz,
Durchmißt des pulsenden Verkehres
Quadrat'nes Herz im Tigersatz.

Man sieht aus ihrem Antlitz ragen
Die finst're Gotik des Gemüts
Und ungeheure Arme tragen
Des Mantels nächtiges Geschlitz.
Vor dem erstarrten Krokodile
Schwenkt neunmal sie ihr triefend Roß,
Und, äffend sie im düstern Spiele,
Dreht neunmal sich der Larven Troß.

Der Rapp', der mit der Herrin tanzet,
Ist ein verkohlter Fluch, der dumpf
Noch stöhnt und, da sein Grat sich franset,
Erscheint, als Rauch' er noch im Rumpf.
Indes am Huf des Feuers Knittern,
Um das Gebiß die weiße Blut,
Im Aug' der Lohe flirres Zittern
Berrät die unverkohlte Mut. —

Die stahlbehemdete Marg'rete
Naht sich des Riesenwurmes Zahn,
Hängt der heraldischen Geräte
Gorgonenornamentik dran; —
Doch wie sie schaut des Herkuls Keule,
Da prallt sie nieder schreckgehemmt
Und wie von Odins Zauberpfeile
Getroffen und zu Tod gelähmt!

Die Angst durchschauert ihre Rippen,
In grauser Fallsucht jäh entzäumt;
Ihr Mund, entkleidet fast der Lippen,
Bebt, wie von Vipern eingesäumt.
Und nieder ringt in der Empörung
Sich das Gigantenweib aufs Knie
Und belfert höhrend der Zerstörung
Erschütternde Disharmonie:

„O Volk! Du noch in Seidenbändchen
Der Ruh' gefaßt — erwachst du nicht?! —
Pfiu d i r, entnerstes Alpenländchen,
Das träg am Pflug der Zahmheit kriecht!
Ich kenn' dich kaum, Geschlecht der Lauche!
Kein Ritter haust auf deinen Höh'n,
Kein Streithengst bläst in deine Sauche
Erzürnt des Atems Flammenföhn!

Die Tatkraft fiel von jedem Berge
Mit seiner Burg getürmtem Helm,
Im Tale leucht die Sipp' der Zwerge,
Den Mann macht das Gesetz zum Schelm.
Was erntest du für deine Treue,
Für deinen schlichten Bürgersinn,
Für Fleiß und Opfer? — — Kleie, Kleie
Ist stets und Kränkung dein Gewinn!

Dir hat die junge Weltgeschichte
Stiefmütterliche Gunst beschert;
Das, was die Völker treibt zum Lichte
Mit Dampfeswucht, ist dir verwehrt.
Sie seh'n dich nicht im Länderkranze,
O felsumreifter Edelstein! —
Sie sah'n dich, als die Gletscherschanze
Rückspiegelte m e i n Tun und Dräu'n.

Das Schwert ergreif', die Ordnung töte,
Der Fäulnis ärgste Kupplerin;
Es zieht der Größe Heldenröte
Nur übern Damm des Chaos hin;
Das Chaos aber kehret wieder,
Ha! Schon umkrallt es rings die Zeit,
Bet' a n die jugendliche Hyder
Und gib ihr trunken das Geleit! — —

Bald sinkt der Knechtschaft in die Fänge,
Wer flügelnd denkt, verständig fühlt;
Der h e r r s c h t als Gottheit im Gedränge,
Wem's in der Brust dämonisch wühlt!“ —

Plutonsche Majestät umwittert,
Da sie dies sagt, ihr Stirngesims;
Von ihrem Augensterne splittert
Sich ab ein Blick des schwarzen Grimms. —

Da spielt ein geisterhaftes Regen
Um den granitenen Alcib,
Als hüb' ihn facht des Schöpfers Segen,
Den Stein bepulsend Glied für Glied.
Der Schenkel spröde Muskelfülle
Kehrt knarrend sich in Schienenerz;
Am Schulterdach die Löwenhülle
Schmiegt sich als Panzer knapp ans Herz.

Die Keule, reckend sich und glättend,
Strahlt aus als Flamborg Blitz und Gruß;
Ins starre Aug' hinein sich bettend,
Taut auf der Seele lichter Fluß.
Das Haar, nun weich dem Knäuf entwallend,
Umwölbt der Wangen milden Schein
Und von den Lippen fällt es schallend:
„„Ich bin der Herr von Aussenstein! —

Was keiffst du, wühlende Hyäne?! —
Ergrimmtst du, weil der Schöpfungstrieb,
Der meine Mannheit schmückt, die Sehne
Der Leidenschaften dir zerhieb?
Fürwahr, ich preise das Verhängnis,
Das meinen Genius hat beseelt,
Entgegen dir, dem Geist der Drängnis,
Zu dämmen eine schön're Welt.

Hör'! — Des Jahrtausends Gott heißt F r i e d e —
Sein Throngepfähl ist das Gesetz:
Kunst herrscht in Streben, Tat und Liede,
Sonst krankt selbst die Gesundheit stets.
Uns drängt's, zum Gott hinanzutauchen;
Ihm aber thronet d e r zunächst,
Der's Maß am besten weiß zu brauchen
An dem, was aus der Seele wächst.

Dies Ideal befruchtend wacker,
Sproßt jünglingsfrisch mein Karnertum;
Sein Eisen pflügt am Schlachtenacker
Ans Licht den alten deutschen Ruhm;
Den Segen sichtend für die Schreine
Bezwingt es die Natur mit Macht
Und liebend öffnen ihm die Haine
Die Tore der metall'nen Pracht.

O Land! o Volk! — zwiefach erhaben! —
Volk, das der Donner sprechen lehrt,
Dem das Gemüt die Felsen gaben,
In die der Himmel blitzend fährt —
Die Welt hat lang von dir geschwiegen;
Doch, was du unberedt gebaut,
Das macht einst alle Pulse fliegen,
Das macht einst alle Welten laut!

Still zieh'n in den Gedankengleisen
Die Sterne deiner Wissenschaft,
Und deine Sitte wird man preisen,
Wenn rings der edle Sinn erschlasft. —
Sieh, deine Dunkelheit zu brechen,
Glüht deine Jugend, markgeschwellt,
Von ihren Kränzen wird man sprechen,
So weit der Sieg des Geistes zählt!

Im Uhrwerk, dem du eingeflochten,
Halt' festgezahnt dein Schicksalsrad,
Geräuschlos sei von dir verflochten,
Was ordnend wirkt in Wort und Tat!
So stehst du selbst einst gotterkoren
Am Völkersarg als Kunstwerk groß;
Denn Ewiges wird da geboren,
Wo vom Gesetz der Segen floß.

Zwar ward in deinen Gau'n dem Strome
Des Dampfs kein Eisenbett gedielt —
Drob seid getrost, ihr Alpendome!
Ihr bleibt vom Schlamme unbespült.

O Kärntner Volk! Dein Tun und Ringen
Geht nach Idee und Gottespur;
Ich hör' aus deiner Seele klingen
Die echt germanische Natur!" — —

Drauf wünscht, sich rüttelnd in den Pfosten,
Den Kampf das ries'ge Mannsgebild —
Da streift ein dämmernd Licht vom Osten
Ihm sein lasurnes Auge mild;
Ihm auf die Zunge setzt mit Lallen
Die steinerne Gewohnheit sich;
In den entwimperten Kristallen
Verleugnest du, o Seele, dich.

Sein Fuß, die erz'ne Sitte sprengend,
Tritt stolz mit harter Nacktheit vor;
Die Lock', am Morgenstrahl sich fengend,
Drängt dichter sich zur Schlaf' empor.
Der Kipp' entgleitet, sucht den Nacken,
Selbst meißelnd sich, die Leuentracht;
Behend beflaut mit Knotenzacken
Sich die geschrumpfte Sens' der Schlacht.

Der Quell, entzaubert, kommt mit Blicken
Smaragd'ner Trunkenheit gestürzt,
Die eingelullten Nattern nicken
Feuchtwangig jetzt und blattgeschürzt.
Der Osten sprüht, die Wolken krönend,
Und am Gefilde fern nordab
Funkelt, ehern seine Rhythmen dröhnend,
Des Rappen Donnerstahlgeklapp. — —

Vom Tag verfemt, dem hellentfachten,
Zerrinnt der Männin Schemensein;
Es schmilzt ihr Fühlen, Lieben, Trachten
In die Titaneneidechse ein;
Ihr nerv'ger Fuß, Despot des Bügels,
Verfelst sich mäblig und beginnt
Zu dreh'n am First des Quaderhügels
Ein schaudervolles Schwanzgewind.

Stumpfsprankig ründet sich die Hände
 Die Nachtheroin und verschämt
 Beschuppt sie sich Gebrüst und Lende,
 Ersehend graus das dräht'ne Hemd.
 In Flügel maßlos sich verzweigend,
 Entmenschlicht sie den Mund in Bier: —
 So schuf der Kärntner, sinnvoll zeugend,
 Den Herkul und das Drachentier.

Aus „Gräfin Seelenbrand“.

J u n g e L i e b e.

Jenseits der sonnigen Halde
 Hinter der Kapelle
 Buscht sich ein Wäldchen im Walde,
 Fließt eine Quelle.
 Im Vorübergeh'n
 Küsse die Schwelle,
 Grüße die Welle
 Und bleibe steh'n;
 Dort hab' ich beim Anbruch der Morgenhelle
 In ein schönes Auge geseh'n!

Ich habe die sternenkranzte Nacht
 Im off'nen Gefilde durchwacht, durchdacht,
 Und nun in den heiligen Frühestunden
 Entrückt sich mein Herz der azurischen Bahn —
 Mein Herz, o Frau, hat den Plan,
 Dir anzusagen, was es empfunden;
 Mein Geist ist noch angetan
 Mit der Sternentiara — —
 Schön sei dein Auge, das sagst du zu mir,
 Ich blicke tiefer ins Auge dir;
 Es ist ein Blick in die hohle Sahara!
 Ich fasse dir kniend Hüft' und Hand,
 Ich lege mein Haupt in dein faltig Gewand —
 Ich liege wie ein Erdolchter am Strand!

Über hundert gebrechliche Stufen
Lauf' ich, wie von Liebe gerufen,
Laufe mit fröhlichen Beinen:
Wofern ich weiß eine Seele dort,
Mit der sich läßt reden ein traulich Wort
Und eine Träne weinen.

Ob Tausende deinen Sarg umsteh'n,
Sei's für deines Goldes Klang,
Sei's um deinen Titel und Rang,
Sie werden wie Nebel auf öden Seen,
Sie werden wie aufgereichte Blasen
Mit leeren Blicken steh'n und verweh'n;
Mit Liebe wird nach dir kein Auge seh'n,
Kein Ach wallfahrten zu deinem Rasen!
Nur einer wird vor deines Grabes Rande
Vom Busen schütteln Panzer und Bande
Und sinnen und weinen lang und bang
Und warmer Blüten helle Gewande
Dir spinnen den kalten Marmor entlang,
Daß niemand es wage, zu sagen im Lande,
Dir habe mit geisterhaftem Brande
Ein Fluch geleuchtet zum letzten Gang!

Und dieser eine, der in Leides Drang
Vor deinen Resten kniet und weint für dich —
Und wär' er nichts mehr als ein Seufzerklang,
Ein Schatten, der den Gräften sich entschwang —
Dein Geist wach' auf, dein Geist besinne sich:
Der kniet und weint, o Freundin, das bin ich!
Ja, Freundin, ich, der einst sich deinem Zwang,
Der einst sich wie ein Adler dir entschwang
Und, Gottes voll, aus deinem Hause wich —
Dein Führer aus dem Grab ist mein Gesang,
Dein Weg zu Gottes Sternen geht durch mich,
Dein Engel der Unsterblichkeit bin ich!

Hinauf in den Wald zu jener Stelle,
An der wir uns liebend hatten umfangen,
Bin ich gegangen
Bei Abendschimmer und Morgenhelle;

Hab' unter Hängen und Bängen
Den heiligen Boden aufgeschanzt
Und Blumen gepflanzt! —
Die Lichter verglühten,
Wo ich geschanzt;
Die Nächte brüten,
Wo ich gepflanzt.
Gedenke, wie jetzt um die Blüten
Meine Gefühle wüten,
Die Windsbraut tanzt!

Es ziehen herauf die Tage —
Ich habe keinen Tag!
Ich klage, klage, klage!
Erdröhnend klingt des Blutes Schlag,
Es weint das Herz, was das Herz vermag!

Ich bin ein Mensch — oh, denkt nicht, daß ich prahle,
Ich bin ein Mensch — ich weiß, wie ich's bezahle,
Ich bin ein Mensch — daß keiner mich beneide,
Ich bin ein Mensch — das heißt, ich leide!

Ich hatt' ein hohes Meer befahren
Und Rast erhofft in mancher Bucht
Und unter Freundes-, Feindescharen
Dich still ersehnt, doch nie gesucht.

Ich hatte Kämpferschweiß vergossen
Und kämpfend mich vor dir geneigt,
Dir meinen hohen Ernst erschlossen,
Dir jeden Weg zu mir gezeigt.

Du, Frau, hast Herz und Schmerz vergessen,
Hast meinen Degen nicht gekrönt
Und meine Wahrheit nicht ermessen
Und meine Seele nicht versöhnt.

Du hast mich keiner Not entrissen,
Und feig entfliehst du jetzt der Pein,
Du übergibst mich dem Gewissen,
Ich leid' ein zwiefach Leid allein!

Vom Schönen, Großen will ich träumen,
Ach, weit von dir, unendlich weit!
Du habe Raum in allen Räumen,
Nur dort nicht über Raum und Zeit!

Du dienst den dunklen Erdgewalten,
Gedient hast du vom Anbeginn,
Der Schöpfer hat dir vorenthalten
Das klare Herz, den edlen Sinn.

Was ich empfinden muß als Strafe,
Du trägst es als ein Glück zur Schau:
Mit diesem Glück entschlafe, schlafe,
Wach' auf in Geld und Goldes Tau!

Du hast vermocht, gemein zu schalten,
Du hast gemein gewonnen, Frau,
Mit dem Triumph, dem Trumpf der Kalten,
Mit dem Triumphe werde grau!

Aus „Kryptofloren“.

Nur faßt mir dies Buch nicht zimpferlich an!
Ich weiß, es ist nichts Solennes daran;
Ich habe, so denk' ich, mit mutigem Sinn
Mein nächstes Unglück gefaßt am Sinn,
Es tüchtig geschüttelt und ausgebeutet
Und auf den Irrtum der Klügsten gedeutet.

Ich bin nicht stumm, nicht blind geboren;
Doch hätt' ich Augen und Zunge verloren,
Es hälfe mir nichts! — Wer mir sieht ins Gesicht,
Hat immer zugleich vom Menschen Bericht.

Hab' trotzdem ein paarmal mit Glück gelogen;
Hab' einem hübschen Gesichtchen zulieb
Im allerholdesten Spitzbubentrieb
Die Späher um Ziel und Ort betrogen.

Ein Fehler an mir — der sei verflucht!
Ich habe mein Lebtag Menschen gesucht.
Ich habe mich einmal den Menschen entwunden,
Und siehe, der Mensch war plötzlich gefunden!

So manche Türe stand mir offen,
Ich habe mich aus und ein getrieben;
Doch, wo ich plumpe Naturen getroffen,
Da bin ich lautlos weggeblieben.

Verzeih' mir's Gott, ihr gierigen Leute,
Ich soll euch geben und nicht bloß heute;
Ihr tatet entsetzlich satt vordeffen,
Als mir der Hunger mit seiner Meute
Hart unter der ringenden Seele gefessen.

Der Glückliche läßt sich beglückend an:
Ich setze mein heißes Bestreben daran,
Daß sich mein Nachbar wohl befinde,
Und kein Egoist sich zwischen uns winde.
Wär' ich ein Volk, ich tät's wie ein Mann:
Ich hielte mir kein Diplomatengefinde.

Nicht wahr, ihr Herren, das ist ein Erlebnis —
Ein nächstes, ein sicherstes Ergebnis
Des Revolutionsgetöses —
Des Krieges und der Rekruten Tugend
Ist ein doppelt Böses:
Eine rohe, selbstische Jugend
Und, ach, bei jedem Schritte
Der Kampf mit einer verwilderten Sitte.

Oh, wähnt nicht, daß ihr in reifen Jahren
Von Menschen, die euch befreundet waren,
Euch ohne gefährliche Wunden trennt!
Ja, das brennt!
Das trägt sich nicht stumm, wie and're Gebrechen,
Statt eurer werden die Wunden sprechen.

Oh, wüßt' ich nur ein wenig zu kosen
Mit Feiglingen, mit Gesinnungslosen,
Mein Wänglein wäre, mein Bäuchlein runder,
Ich mitten im Plunder das glänzendste Wunder.

Stipendien scheuchen des Hungers Drachen.
 Drum soll ich kriecheln Gesuch auf Gesuch
 Bei jedes jungen Jahres Erwachen
 Und Bücklinge tun mit devotem Spruch.
 Ihr wollt den Dichter zum Bettler machen,
 Das heißt, ihr pflanzt auf die Felder, die brachen,
 Nur halben Segen und ganzen Fluch!
 In Himmels Namen, gebt es den Flachen,
 Die haben dafür den tausendfachen,
 Den tausendfach aufgesperrten Rachen;
 Die liefern für euer Geschenk euch ein Buch;
 Ich will inzwischen entbehren und lachen;
 Dazu gibt Gott mir in jedem Jahr
 Eins oder ein paar
 Von seinen Siebensachen.

Fast bin ich von Tränen der Reue feucht —
 Leicht hätt' ich schon dreißig Bücher geschrieben;
 Doch alle Verleger sind fein gerieben:
 Mich hätten sie grinsend davongescheucht
 Und meine Bücher lächelnd „vertrieben“.

Schweigen ist die Verschanzung der Lücke,
 Schweigen ist die Verdeckung der Lücke,
 Schweigen ist die wohlfeilste Weisheitsbrücke,
 Offenes Wort ist die beste Brücke.

Das, dünkt mich, ist des Dichters Verhängnis:
 Sowohl im größten Kreis, den man erwirft,
 Als auch im kleinsten Gefängnis,
 Viel zu erleben
 In kürzester Frist.

Des Dichters Bestimmung, denk' ich, ist:
 Sich übers Erlebte mit Herz zu erheben
 Und mitten in Willkür, Trug und List
 Zu suchen das Richtige, Klare;
 Hoch über allem Zwist
 Mit Kühnheit zu schau'n das Ewigwahre
 Und es in frohen und trüben Tagen
 Mit gutem Klang dem Volke zu sagen.

Errätst du, wer die erste Großmacht ist? —
Du bist's, du selbst, wenn du nichts Halbes bist.

„Sollst flug dich mit Rezensenten verbinden,
Mit Kritikern stellen auf du und du!“ —
Kann selber den Weg ins Chaos finden,
Brauch' keine Laternenträger dazu.

Der Charakter verstößt,
Das Vertrauen entblößt,
Die Sitte bindet, die Schönheit erlöst.

Das Schöne schaffen, das Gute verrichten,
Das heißt den Tod und den Teufel vernichten.

Was der liebe Gott zu scheiden vermieden,
Wir Gescheiten erkennen's als grundverschieden.
Und würde kein Genius dagegen handeln,
Der aus dem Innersten Gottes entsprungen,
Es wär' uns Gescheiten schon längst gelungen,
Die Welt in ein Chaos zu verwandeln.

„Du merkst es nicht, daß du täglich weiter
Vom großen Publikum dich entfernst!“ —
Dabei ist ein Umstand, der macht mich heiter,
Ich komme täglich näher dem Ernst,
Ich merk's am Verschwinden meiner Begleiter.

Oh, hätt' ich den Staat bestohlen,
Durch Krida gewonnen, sodann
Als Kassendieb mich empfohlen
Mit zwiefachem Dampfgespann:
Ihr nenntet mich unverhohlen
Das Muster vom praktischen Mann
Und stauntet an meinen Sohlen
Den Staub der Weisheit an!
Ihr seid wohl befreundet mit solchen Kreolen? —
Ihr Schatten und Schemen, Gott befohlen!

„Du hast bis zum Original noch gar weit,
Hast Hebbel und Grabbe konterfeit,
Erinnerst uns in manchem Ton
Sogar an Shafespeare und Calderon.“ —

Ich beicht' euch noch was, ihr guten Leut',
Was ich bisher mich zu beichten gescheut —
Ich fühle mich schrecklich zerknirscht und gebeugt:
Ich habe mich auch nicht selber gezeugt
Und kann es nicht schildern, wie sehr es mich reut.

Sie zimmerten eine Klausen,
Quartierten den Reichstag dahin,
Der Tag ist blieben draußen,
Vom Reich ist nichts darin.

's war einer, und keiner von den Schleichern,
Der half den Kernäern aus der Not:
Oh, käme der Mann vom Morgenrot
Doch einmal zu uns Österreichern
Und sehe sich um in den Zeitungsspeichern.
Und schlänge die Helden der Phrase tot!

Ich denke vor, ich denke zurück —
Mit einem großen Volke zu leben,
Mit ausgezeichneten Geistern zu streben,
Ich kenne kein schöneres Dichterglück.
Ein großes Volk — ein höchstes Bestreben,
Im Geist es zu hegen und innigst zu wollen —
Ein Bild in mir stündlich aufzurollen,
Ein Bild vom blühendsten Tatenleben:
Das Glück hat ein freundlicher Gott mir gegeben!

Wer so manchen Wunsch erreicht,
Wer vom Glück sich sah geliebt,
Der vergißt nur allzu leicht,
Daß es ein Verhängnis gibt.

Briefe.

(Fercher an die „Teurnia“.) Wien, 22. März 1851.⁶⁴)

Teure Burschen!

An einem Tag, der von Euch festlich begangen wird, darf auch mein alter deutscher Handschlag — mein Bruderfuß Euch nicht fehlen, und ist er Euch auch vielleicht ein wohlfeiler Artikel geworden, so kommt er von mir dennoch mit der alten Treuherzigkeit, Liebe und Deutschheit. Wird mein Wesen auch von Tag zu Tag abgeschlossener, für Äußerungen und Mitteilungen unfähiger, so gestalten sich jene Ideale in meiner Seele nur um so selbständiger und lichter, nach denen wir einst vereint an der Artusrunde der Walhalla mit so frischer Begeisterung rangen. Und dieser Verein, für manchen so unscheinbar, wieviel ließ er nicht dem fühlenden Herzen zurück! So jung und kurz seine Geschichte ist, so jung wie deren Faktoren selbst, so kurz wie der schöne Traum der Jugend, und dennoch, wie alt sind ihre Resultate! Wir können sie auf jedem Blatte der Weltgeschichte lesen. So kurz ihr Abriß, so viel gibt er dem Dichter zu denken. Zwei Elemente waren in uns, beide sich entgegengesetzt wie Gott und Teufel — Idealismus und Materialismus, heilbringend jederzeit, wenn sie besonnen einander die Waage halten, verderblich und zerrüttend, wenn eines über das andere triumphiert. Es kam so: auf Kosten des höheren Strebens machte sich eine sinnliche Lethargie geltend, und die geistigen Potenzen des Kreises waren zu schwach, um selbst die gebieterischen Forderungen der Genußsucht zu einem Moment des Fortschrittes zu machen. So ging alles der Auflösung entgegen; für den studierenden Jüngling von Kopf und Herz eine

wahre Tragödie! — Dazu kam noch, daß es einige unter uns gab, die von dem deutschen Burschentum einen Begriff hatten, wie etwa die roheste Borniertheit von dem Christentum vor Luther, d. h. sie setzten das Burschentum und seine handfeste Deutschheit in das „Holz“ und in den „Humpen“. — Der Gedanke und das Gefühl gehören vorzugsweise dem Deutschen an. Derlei Dinge also konnten auf die Länge sich mit der echten deutschen Humanität nicht vertragen. Es mußte reformatorisch zu Werke gegangen werden. Allein hiezu gehörte die andauerndste Energie des Geistes; diese aber schloß bei dem Bierkrüge und in den Sauzipfwinkeln ein. — Noch andere gab's unter uns — und dazu gehörte leider der größere Teil —, die, entweder von dem Strome fortgerissen, sich mitberauschten oder, um einen Lux allemfalls mitzumachen, die Begeisterung heuchelten. Diese konnten für die Länge sich nicht halten, was die zahlreichen Apostasien bewiesen. Und sie haben recht! Der wahre göttliche Funke glommt in ihnen ohnehin nicht, also mögen sie einer Sphäre anheimfallen, der sie schon ursprünglich angehörten. Was sollten sie auch in einer Region herumtappen, der sie doch ewig fremd bleiben mußten?

Und wären sie selbst faustische Famule des Fleißes und der Beharrlichkeit, sie würden in dem Pudel dennoch nie mehr gesehen haben als einen „Pudel“. Drum wer unter Euch das Burschentum, das heißt die Nation und ihre Geschichte, nicht im Herzen trägt, der sage sich augenblicklich los von einem Treiben, das für seine Zukunft nur nachteilig, nie fördernd wirken kann; er wird über die Materie nie hinauskommen und nie die Seele erfassen, welche die Materie formt, er wird stets nur wie ein Mühlstein an den Schwingen des Genius hängen, selbst gestaltungslos — seinem Magen zum Nachteil. Ihm sei schon jetzt die materielle Existenz alles, der er früher oder später mit seinem Streben anheimfallen muß. Denn für den Philister, der Idee bar und ledig, ist der Magen das Zentrum der Schöpfung, und wer wird es ihm auch übelnehmen? Es muß auch solche Käuze geben! — Drum irrt Euch ja in Euch selber nicht! Prüft Euch genau, denn es wäre schade um die verlorene Zeit und Mühe! Tut Euch keinen Zwang an! Wenn es welche unter Euch gibt, die sich bei einem fetten Braten mit einer Dirne glücklich fühlen, die würde ich Narren heißen, wenn sie aus purer Konvenienz den Hegel oder den Kant in ihren Genuß pflanzten. Lernt, was ihr lernen müßt, fleißig und seid froh,

wenn endlich die Besoldung, der Ordnung friedliebender Genius, allmonatlich über Eure Schwelle lächelt. — Wes Blick aber weiter dringt, wessen Geiste sich and're Welten aufstun, der säume nicht, dem winkenden Dämon zu folgen — ob zum Glück oder Unglück — gleichviel! — Geht's in tausend Kämpfe, er wird tausendmal siegen, denn es kämpft in ihm nicht bloß sein Ich — in ihm schlägt die Nation die Hermannsschlachten mit! Und das ist der Punkt! Unsere Geschichte ist keine Geschichte der Fürsten mehr, nun ist's an den Völkern, Geschichte zu machen. Drum richtet Eure Blicke (natürlich, die moralische Stärke dafür genug in sich spüren) weniger auf Euch selbst — Euer Selbst sei die deutsche Nation! Für Euch gibt's nichts Wahres als die Idee, keinen Gott außer dem Ideal, und dieser Gott offenbart sich nur in der Kunst. Die Kunst allein ist ewig, alles andre ist vergänglich. Wir vergöttern den Homer und Aeschylus, Shakespeare, Schiller und Goethe, während wir den göttlichen Plato hie und da schon anfangen zu belächeln. Den Kant erklären wir überwunden; auf Fichte, den deutschesten aller deutschen Philosophen, folgt ein größerer nach, und bald ist auch dieser aus der Mode — ein philosophisches System nach dem andern, als Ergebnisse des Verstandes, von dem man sagt, daß ihn auch das Tier mit dem Menschen teile, versinkt endlich in das farblose Meer der Abstraktionen; doch die Kunst ist die Vermittlerin zwischen dem Endlichen und Unendlichen; als solche ist sie und muß sie ewig sein — und ihr wahrer Jünger teilt mit ihr Glück und Unglück. Auf dem Felde der deutschen Kunst gibt es genug zu tun und in jeder Sphäre — denn alles ist erbärmlich, was jetzt geleistet wird — wir müssen den Mist über Bord werfen — und „Blitze müssen in die Dächer fahren“! Ich bin im besten Gang bald auf das Marsfeld — ich werde an dem Dssa zu heben wagen. Willkommen, wer mir in einer oder and'rer Beziehung hilfreiche Hand bietet, einem undankbaren Herzen wird er es gewiß nicht tun! Was Ihr für mich bereits getan habt, dafür danke ich Euch zum wiederholtenmal; ich werde dafür desto rüstiger streiten, denn es ist ein Dämon, nennt ihn, wie Ihr wollt, Kunst, Volk oder Vaterland — es ist, wie gesagt, ein dunkler Dämon, der mich wie wahnsinnig in die Schlachtreihen jagt, und ich fange bereits an zu spüren, daß es keinen kleinen Kampf gilt. Jetzt lebt wohl! Ich wünsche Euch einen frohen Abend an dem Stiftungstage der „Teurnia“ — für mich ein Tag, der vielleicht die erschütterndste Epoche in

meinem Leben macht; er führte mich in eine Welt der Erfahrung, gab meinen Idealen Körper, steigerte sie zur Erhabenheit und wies auf den Altar des Vaterlandes hin, worauf ich sie mit nie erlöschender Begeisterung opfern sollte.

Noch einmal, lebt wohl! Seid versichert, daß ich heute allein in irgendeinem Kneipenwinkel mir auch einen Gemüthlichen beischnallen werde in heiliger Erinnerung an eine schönere Zeit. Denkt auch mit einem Prosit

Eures ersten Präses

Leirer.

(Fercher an Kauscher.) Perchtoldsdorf, 9. Dezember 1862.⁶⁵)

Mit dem Tage, an welchem ich Ihr Glocknergedicht erhielt, ist mir zu den schönen Tagen, die ich erlebte, ein besonders schöner zugewachsen. Ich danke Ihnen aus vollster Seele dafür. Das Gedicht ist oft und laut gelesen worden. Ja, um es recht zu empfinden, stieg ich bei Frost und Schnee auf den Berg, der sich vor meiner Wohnung erhebt. Der Berg ist freilich kein Glockner; aber für mich ist's eine Kleinigkeit, aus einem Ameisenhöcker einen Glockner und noch mehr aufzubauen. Ich las das Gedicht hinein unter die schneebelasteten Zapfenbäume. Es ist nicht zu zweifeln, daß sie meinen Vortrag verstanden und gewürdigt haben. Denn sie schüttelten mit geneigten Ästen ihren Schnee tosend auf meinen Hut. Ich nahm das für Bejahung und Beifall und schied herzlich vergnügt . . .

(Fercher an Pichler.) Wien, 12. Mai 1873.⁶⁶)

Liebster Freund!

Ich bin Ihnen große Abbiten schuldig. Sie haben von mir so lange Zeit keine Nachrichten erhalten. Lieber Pichler, ich habe schlimme, schlimme Jahre durchlebt! Als ich Ihnen das letztemal schrieb und Ihnen einige Schriften sandte, das war vielleicht

mein letzter leidlicher Augenblick. Die Nervenkrankheit nahm zu, das Blutspeien hörte nicht mehr auf und ein ganzes Jahr hindurch hab' ich vielleicht nicht mehr als zwanzig Zeilen geschrieben. Sogar das Augenlicht hatt' ich für einige Wochen beinahe eingebüßt. Jeder Verkehr war mir vom Doktor untersagt und gegen ein literarisches Hinaustreten in die Welt verwahrte er sich mit dem absolutesten Veto. Mir verblieb nicht mehr als die Geduld und ein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft. Ich mußte für einige Zeit den Tod auf mich nehmen, um späterhin erträglich fortleben zu können. Es hat sich mit mir langsam, aber seit fünf Vierteljahren mit Sicherheit gebessert. Sollten Sie durch mein Schweigen verletzt gewesen sein, so bitte ich Sie, die Unannehmlichkeit, die ich Ihnen bereitet habe, in bestem Sinne zu vergessen. Ich habe durch meine Krankheit Verluste genug erlitten; bewahren Sie mir Ihre Freundschaft und Ihr Mitgefühl!

Würd' ich Ihnen auch während jener Zeit nach meinem besten Vermögen geschrieben haben, Sie hätten größtenteils herausgezitterte Zeilen erhalten, die unvermeidlichen Klagen zu hören bekommen und vielleicht so manche Trostlosigkeit wahrgenommen. Mich literarisch rühren — das hätte ich ohnehin nicht dürfen. — Sie sehen nun vor sich ein Manuskript, und dieses ist es, welches ich gegenwärtig in die Öffentlichkeit schicken möchte. Ich glaube, es ist etwas Abgerundetes und, wie ich denke, Zeitgemäßes. Meine Jugendgedichte, von denen ein Teil in Ihren Händen ist, möchte ich bis auf ruhigere Tage noch zurückbehalten. Und ich glaube, damit flug zu tun. Für etwas so ganz Harmloses ist der Augenblick nicht geschaffen.

Ich wünschte also zunächst die „Gräfin Seelenbrand“ gedruckt und möchte den Hamerling bitten, mir bei einem Besucher ein empfehlendes Wort zu reden. Haben Sie noch Einfluß bei ihm, so bitte ich Sie, legen Sie sich für mich ein wenig in die Waagschale.

Sollten Sie es für zweckmäßig finden, daß ich selbst einen Ausflug nach Graz mache und mich dort vorstelle, so bitt' ich Sie auf das allerherzlichste, wollen Sie mir das durch einen Brief anzeigen. Zu adressieren: Fercher, Perchtoldsdorf bei Wien, Walzengasse 312. Ich bin in der That bereit, ganz Ihrem Rat zu folgen und am ersten schönen Tag nach Graz zu kommen, wenn Sie es wünschenswert erachten. Ich freue mich, Sie wiederzusehen und auch Ihre Frau Gemahlin zu begrüßen. Da teilen

Sie mir wohl auch brieflich mit, in welchem Gasthaus ich bei meiner Ankunft leidlich billig einkehren und einige Tage leben könnte. Ich lasse unterdessen Ihrer Frau Gemahlin viele Handküsse sagen und wünsche zugleich zu hören, ob es Ihnen in den verflossenen paar Jahren auch gut ergangen ist. Mittlerweile finden Sie vielleicht Gelegenheit, mein Manuscript dem Hamerling zu übergeben. Ich teile Ihnen mit, daß bis jetzt von der Existenz dieses Werkes noch niemand eine Ahnung hat, ausgenommen ein ganz vertrauter Mann, den ich gebeten habe, auf meine Schreibversehen Jagd zu machen. Ich bitte Sie daher, das Manuscript vorläufig niemandem in die Hand zu geben außer Hamerling. Es wäre mir sehr lieb, wenn zunächst niemand von meinen Schritten das Besondere erführe. Ich wünsche von ganzer Seele, daß Sie bei der Lektüre des Manuscriptes einige Freude empfinden und Hoffnungen für die Zukunft schöpfen, der ich mit vollem Vertrauen entgegenwandle. Ich glaube, wenn Hamerling die Güte hätte und sich entschloesse, sich für das Buch ein wenig zu verwenden, so würde es in der Öffentlichkeit kaum ignoriert werden. Ich empfehle mich Ihnen und grüße Sie aufs wärmste und bin mit der größten Hochachtung und Freundschaft

Ihr

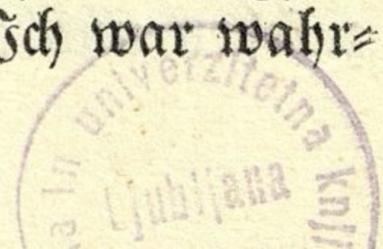
Fercher.

(Fercher an Pichler.) Perchtoldsdorf, 27. Mai 1873.⁶⁷⁾

Beste Freund!

Ich weiß leider die Adresse Hamerlings noch nicht, und mit der allgemeinen Angabe „Graz“ mag ich den Brief nicht auf die Post tragen. Ich beschwere Sie daher wiederum, indem ich Sie bitte, den beiliegenden Brief entweder persönlich bei Hamerling abzugeben oder denselben mit der erforderlichen Marke zu versehen, die Adresse zu ergänzen und ihn der Grazer Post anzuvertrauen. Das müßte freilich schnell geschehen, denn Hamerling hat mir bereits geschrieben und hat von mir baldige Antwort gewünscht. —

Beste Freund, vielleicht ward ich durch Ihren jüngsten Brief ebenso erschreckt, wie Sie durch mein Buch. Ich war wahr-



haftig ganz bestürzt, ich glaubte, Sie durch meine Verse beleidigt zu haben. Das wird denn doch nicht der Fall sein!

Ich darf in der That versichern, daß die Arbeit eine ganz objektive ist, d. h. der Gegenstand war einmal gewählt, ich paßte meine Schreibweise demselben an und gab ihm seinen Gehalt mit dem erwägsamsten Blut. Es galt die Schilderung eines unschuldigen, aber empörten Gemütes gegenüber der vollendeten Herzlosigkeit unseres gesellschaftlichen Lebens. Aber wie sehr dank' ich Ihnen, daß Sie mir alsogleich den ersten Ausdruck Ihrer Empfindung mitgeteilt haben! Das ist mir mehr wert als alles Urteil der Vielgewandten und Vielversuchten! Sie waren mit empört, das ist's, was ich wünsche, selbst wenn der Autor darunter zu leiden hätte.

Hammerling hat mir einen Brief geschrieben, der ihn über sein Talent erhebt, d. h. einen Brief, der fähig wäre, ihn zum großen Mann zu machen. Die Vorschläge, die dieser Brief enthält, erfordern, daß ich nach Graz komme. Ich werde wahrscheinlich nächsten Samstag nachmittags oder doch Montag darauf Graz ins Gesicht bekommen und möchte nur noch wissen, wo ich Sie finde. Ihrem jüngsten Schreiben zufolge fürcht' ich allerdings, daß Sie nach Wien reisen werden, während ich mich in Graz aufhalte. Das wäre das Schlimmste, was mir geschehen könnte! Vielleicht können Sie Ihren Vorsatz hinauschieben. Ich bitte Sie schönstens, schreiben Sie mir hierüber. Bis Freitag kann noch immer ein Brief von Ihnen in Perchtoldsdorf einlangen und am Ende genügt auch eine Korrespondenzkarte. Ist das Wetter schlecht, wie es gegenwärtig fast immer der Fall ist, so reise ich auch Samstag nicht und komme Montag.

Wie groß wäre meine Freude, wenn ich Sie in Graz treffen würde, wie ich's erwünsche und ersehne!

Ihr

Fercher.

(Fercher an Mary.) Perchtoldsdorf, 11. April 1875.⁶⁸)

Teuerster Freund!

Ich mußte beinahe durch vierzehn Tage das Bett hüten in Gesellschaft von Schnupfen, Katarrh, Fieber und Husten. Da

es mir inzwischen besser geworden ist, so beeil' ich mich, Dir einen Gruß zu schreiben. Du kannst Dir vorstellen, wie sehr es mich erfreut hat, daß Du Dich über mein letztes Gedicht so herzlich schön gemeldet hast. Es ist für mich abermals eine Bestätigung, daß Du mir innigst wohlwillst und daß Du über die Leistungen and'rer die edelsten Empfindungen zu hegen vermagst. Ich wußte das zwar ohnehin. Aber . . . Ich war daher von Deinen Zeilen auf das schönste überrascht, und war es um so mehr, weil ich daraus entnahm, daß meine Strophen bei Dir Verständnis gefunden. Ich habe mich niemals darüber getäuscht, daß ich mit meinen Ideen und Anschauungen nur auf ein kleines Publikum rechnen darf. Aber das soll mich nicht irremachen. Ich habe mit meinen Gedanken und Vorstellungen jahrelang gekämpft, um dafür eine Form zu finden, d. h. um sie verständlich zu machen, ohne sie ihrer ursprünglichen poetischen Intuition zu entfremden. Daher zum Teil auch mein Zaudern. Es hat sich nach und nach ohngefähr folgendermaßen eingetheilt: Was in mir an kosmogonischen Gedanken enthalten ist, das wird sich wahrscheinlich einmal in rein epischer Form äußern. Ich hab' mir's wohl schon lange ausgedacht; aber es ist ungemein schwer und ich arbeite stets mit großer Furcht. Mein Held sucht Gott und Geist in der ganzen Schöpfung, d. h. gerade in demjenigen Teil der Schöpfung, den unsre moderne Wissenschaft für mechanisch erklärt. Der „Chor der Urtriebe“ gibt allerdings eine Idee davon, ist aber ein ganz selbständiges Gedicht, das unter anderen Chören seinen Platz finden wird. Diese Chöre sollen den lyrischen Teil meines zukünftigen Arbeitens ausmachen. Sie werden ihren Stoff hauptsächlich in der Geschichte suchen. Von der Tragödie will ich gar nicht sprechen, das ist immer noch ein Kind meiner Leidenschaft; aber es knüpft sich daran viel Hoffnungslosigkeit. Du siehst, daß ich mir viel vorgesetzt habe. Inwieweit mir das Leben eine Ausführung meiner stillen Vorsätze gönnt, das weiß ich freilich nicht zu sagen, und ich scheue mich sehr, große Hoffnungen zu erwecken. Behalte Du alles, was ich Dir in Freundschaft mitteile, zunächst für Dich.

Es freut mich, daß Klauscher seine Besuche in Graz gemacht hat, und insbesondere, daß Ihr Euch wiedergesehen habt. Seine Frau hab' ich zum erstenmal zu Gesicht bekommen, d. h. nicht so ganz! Ich habe sie bereits als dreijähriges Mädchen gekannt. Da war sie recht munter und lieb . . .

Vielleicht bringt nächstens das „Salonblatt“ ein leichtes Profastück von mir. Ich bin gerade mit der Abschriftnahme beschäftigt. Aber es schmerzen mich alle Glieder. — Und eben bekomm' ich das „Salonblatt“ aus den Händen der Postbotin. Es sind zwei Gedichte der Const. Monier darin und ein Aufsatz von ihr. Ich habe beides mit Neugierde gelesen. — Viel Handküsse an Deine Frau und munt're Grüße an all die Deinen!

Dein

Fercher.

(Fercher an Egger.) Wien, 22. März 1888.⁶⁹⁾

Allerliebster Freund!

Sawohl, es sind heute sechzig Jahre meines Daseins! Ich erinnere mich, meine Mutter hat mir ein paarmal gesagt, Du seiest etwa um drei Vierteljahre jünger als ich. Unsere Mütter trugen also, wie es scheint, sich so ziemlich zur selben Zeit mit dem Segen des Herrn; aber die eine am Eingang, die andere am Ausgang. Was mich betrifft, so würde mir es außerordentlich erwünscht gewesen sein, wenn ich gleich auf der Schwelle liegen geblieben wäre. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich das ganze Leben hindurch nicht dazugekommen bin, Dich zu fragen, wann Dein Geburtstag ist. Wenn es einmal Deine Zeit erlaubt, so bist Du sicherlich so freundlich und gibst mir von demselben Wissenschaft. —

Eine Schau nach vorwärts! Was soll ich dazu sagen? Eine solche ist in mir schon lange nicht mehr lebendig. Bereits vor vielen Jahren drang sich mir allgemach eine Gesamtvorstellung oder, wie man sich gemeiniglich ausdrückt, im großen und ganzen ein Bild des Lebens auf. Ich glaubte deutlich zu sehen, daß die Dinge sich immer so ziemlich gleich bleiben und die Menschen kaum anders werden, ebenso, daß die Neugier und die Teilnahme, welche wir dem augenblicklichen Wechsel schenken, im Geist und im Gemüt selten von einem tieferen Antrieb oder einer schätzbaren Ergiebigkeit begleitet sind. Natürlich konnte so ein Bild des Lebens mir nur in Umrissen vorschweben. Aber diesen Umrissen Bestimmtheit zu geben und dieselben mit Körper und Farben auszufüllen, bis ein unverkennbares Abbild un-

feres inneren Wesens ins Dasein tritt, das, dünkt mich, das bleibt zu jeder Frist unsrer irdischen Wallfahrt unsere Aufgabe, unsere Arbeit, unsere Genugthuung. In dieser Beziehung erscheint mir der letzte Tag unseres Lebens ebenso wichtig und erntefähig wie der erste, an welchem wir zu Verstand gekommen sind. Um die wahrhaften Umgestaltungen inne zu werden, bedarf es wahrscheinlich des umfassendsten Ernstes, und ich fürchte, es erfordert in uns die größten Erschütterungen der Seele, um dahin zu gelangen. —

Eine Rückschau? Eben diese ist für mich ganz überflüssig. Bei mir handelte sich's ja meistens nur darum — von mir abzuwehren, mich zu retten und der tödlichen Anathmung der Gemeinheit zu entrinnen. Niemand ahnt, wie selten mir das gelungen ist! In Wahrheit eingestanden, ich hatte eigentlich nichts in mir für diese Welt, und was ich liebte und suchte, das lag nicht mit in ihrem Heereslager. Ganz folgerichtig und begreiflich ist es daher, daß auch die Welt für mich nichts hatte als die dürre Widerhaarigkeit und den nackten Schrecken.

Daß Du Dich meiner erinnert hast — wie sehr hat es mich gefreut und gewiß auf das herzinmigste! Jeder Augenblick, in welchem ich erfahre, daß Du mich nicht ganz vergessen hast, wird mich zu allen Zeiten mit der Wärme des schönsten Wohlgefühls beseelen. Ich habe so manchen wohlthätigen Trunk aus dem lieben und lieblichen Fluß der Vergessenheit getan. Aber das Gedächtnis an die edelsten Empfindungen, an die erhabenen Vorstellungen der Jugend mußte naturgemäß von jener heiligen Welle unberührt bleiben!

Bis zum Aufgang eines anderen Morgensternes, der alles besser beleuchtet,

Dein Fercher.

Anmerkungen.

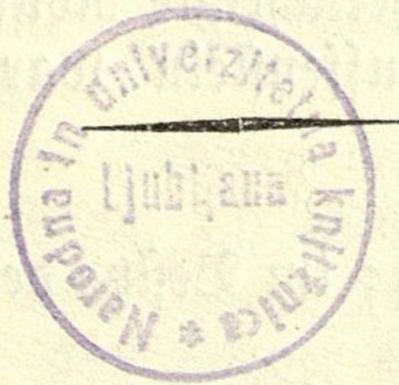
- 1) Ferchers Familienverhältnisse und Jugendleben hat Alois Egger in der handgeschriebenen Zeitschrift der Studentenverbindung „Teurnia“ aufgezeichnet, die in mehreren Bänden im Archiv des Geschichtsvereines für Kärnten in Klagenfurt aufbewahrt wird. Alois Egger, nachmals Ritter von Möllwald, Dr. h. c., Regierungsrat, wurde 1829 in Flattach im Mölltale als Sohn eines Landwirthes geboren, ist als Schulmann und Reichsratsabgeordneter der Öffentlichkeit bekannt geworden und starb 1904 zu Lovrana.
- 2) Kurze Autobiographie des Dichters in der Gedichtsammlung „Johannisfeuer“, die ich mit I. bezeichne, zum Unterschied von der Autobiographie II, die ich in der Wiener Stadtbibliothek gefunden habe und in diesem Buch erstmals zum Abdruck bringe.
- 3) Autobiographie I.
- 4) Sämtliche Werke, Band 1, Seite 235.
- 5) Briefe. Seite 256: Teile aus dem Tyrannensturz.
- 6) Briefe. Seite 13 ff.: „Ferchers Erinnerungen an die letzten Burschentage. Aus dem Militärspitale zu Klagenfurt, 20. April 1849.“
- 7) Lyzeum oder philosophische Akademie wurden die siebente und achte Klasse des Gymnasiums damals genannt.
- 8) Briefe. Seite 30 ff.
- 9) Zeitschrift der „Teurnia“.
- 10) Wie vorher.
- 11) Sämtliche Werke, Band 2, Seite 271.
- 12) Fercher an Egger. Briefe. Seite 87 ff.
- 13) Fercher an Egger. Briefe. Seite 105 ff.
- 14) Briefe. Seite 86 ff.
- 15) Fercher an Egger. Briefe. Seite 76 ff.
- 16) Fercher an Egger. Briefe. Seite 111 ff.
- 17) Fercher an Egger. Briefe. Seite 68 ff.

- 18) Das Bild ist aus dem Nachlaß von Ferchers Mutter in den Besitz der Familie Cella in Stall im Mölltale übergegangen.
- 19) Anmerkung Fachbachs. Briefe. Seite 134.
- 20) Sämtliche Werke. Der 1. Band vereinigt alle erschienenen Gedichte.
- 21) Sämtliche Werke, Band 2, Seite 95 ff.
- 22) Sämtliche Werke, Band 2, Seite 186.
- 23) Fercher an Egger. Briefe. Seite 138 ff.
- 24) Fercher an Egger. Briefe. Seite 142 ff.
- 25) Briefe. Seite 146 ff.
- 26) Fercher an Egger. Briefe. Seite 149 ff.
- 27) Wiener Stadtbibliothek, I. Nr. 25.475.
- 28) „Zigeuner. Begegnisse und Betrachtungen“. Sämtliche Werke, Band 3, Seite 365 ff.
- 29) Fercher an Kauscher. Perchtoldsdorf, 23. November 1862. Aus dem Original mitgeteilt. Im Besitze der Frau Siller-Gambolo in Klagenfurt.
- 30) Sämtliche Werke, Band 2, Seite 11 ff.
- 31) Sämtliche Werke, Band 2, Seite 437 ff.
- 32) Sämtliche Werke, Band 1, Seite 373 ff.
- 33) „Dante Alighieri“. Sämtliche Werke, Band 3, Seite 261 ff. Das in der Gesamtausgabe angeführte Entstehungsjahr ist falsch.
- 34) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 297 ff.
- 35) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 321 ff.
- 36) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 307 ff.
- 37) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 284 ff.
- 38) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 332 ff.
- 39) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 278 ff.
- 40) Sämtliche Werke, Band 1, Einleitung, Seite 19.
- 41) Siehe Anmerkung 20.
- 42) „Zur Charakteristik des Dichters Fercher von Steinwand“, „Deutsche Zeitung“, Wien, 17. Oktober 1905.
- 43) „J. Fercher. Einiges aus seinem Leben und über seine gesammelten Schriften.“ Von Anton August Raaff. „Deutsches Volksblatt“, Wien, 1905, Nr. 5955, 5957, 5958.
- 44) Sämtliche Werke, Band 1, Einleitung, Seite 15.
- 45) „Iduna. Ein Vorwort“. Sämtliche Werke, Band 3, Seite 356 ff.
- 46) Siehe Anmerkung 20.
- 47) Briefe. Seite 244.

- 48) „Kryptofloren“. Sämtliche Werke, Band 3, Seite 71 ff.
- 49) Sämtliche Werke, Band 3, Seite 5 ff.
- 50) Aus „Deutsche Klänge aus Osterreich“ (2. Teil). Aus dem Nachlaß herausgegeben. Sämtliche Werke, Band 1, Seite 193 ff.
- 51) Aus „Deutsche Klänge aus Osterreich“ (1. Teil). Sämtliche Werke, Band 1.
- 52) Aus „Deutsche Klänge“ (2. Teil).
- 53) Aus „Johannisfeuer“. Sämtliche Werke, Band 1, Seite 243 ff.
- 54) Aus dem Manuskript in der Wiener Stadtbibliothek, I. Nr. 2893. Teilweise abgedruckt in „Deutsche Klänge“ (2. Teil).
- 55) Aus „Deutsche Klänge“ (1. Teil).
- 56) Aus „Deutsche Klänge“ (1. Teil).
- 57) Aus „Johannisfeuer“.
- 58) Aus „Johannisfeuer“.
- 59) Aus der „Carinthia“ 1863. Zeitschrift des kärntnerischen Geschichtsvereines. Abgedruckt in „Deutsche Klänge“ (1. Teil).
- 60) Aus der „Carinthia“ 1863. Abgedruckt in „Deutsche Klänge“ (2. Teil).
- 61) Aus der Zeitschrift „Der Wanderer“ 1854. Abgedruckt in „Deutsche Klänge“ (2. Teil).
- 62) Aus der Zeitschrift „Der Wanderer“ 1854.
- 63) „Maultasch-Ritt“. Sämtliche Werke, Band 3, Seite 63 ff. (Die Vision bezieht sich auf den Lindwurmbrunnen am Neuen Platz von Klagenfurt. Margarete Maultasch, gestorben 1366, Erbtöchter des Herzogs Heinrich von Kärnten, wird mit dem Drachentier identifiziert, weil sie in vielen Kärntner Sagen eine berühmte Rolle als Mannweib spielt. Konrad Herr von Aussenstein war ein Regenerator des Landes.)
- 64) Briefe. Seite 72 ff.
- 65) Bisher unveröffentlicht; im Besitze der Frau Siller-Gambolo in Klagenfurt.
- 66) Bisher unveröffentlicht; im Besitze der Frau Emmi Pichler in Klagenfurt.
- 67) Wie vorher.
- 68) Bisher ungedruckt; im Besitze der Frau Pichler-Mary in Oberdrauburg.
- 69) Briefe. Seite 255 ff.

Zeiger:

	Seite
Vorspruch	5
Fercher von Steinwand in seinem Leben	9
Fercher von Steinwand in seinen Dichtungen	45
frühlingsjauchzen	45
Weckruf	46
Handwerksburschenlied	47
Deutsch in Oesterreich	47
Grenzdeutsche	49
Zeitgeist	49
Entmutigung	53
Das Verhängnis	54
Eholieder: Herein	56
Beherzt	56
Bei Sternenhelle	57
Die Mutter	57
Die Geißhirten	58
Lawinenritt	62
Das Pferd der Rennbahn	65
Maultaschritt	68
Aus „Gräfin Seelenbrand“	75
Aus „Kryptofloren“	78
Briefe	83
Anmerkungen	93



Die Auswahl der Dichtungen mit Genehmigung des Orient-Occident-Verlages / Stuttgart = Den Haag = London.

